

Jubiläen 2010

Personen | Ereignisse

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Jubiläen 2010

Personen | Ereignisse



UNIVERSITÄT LEIPZIG

Impressum

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig
Redaktion: Dr. Manuela Rutsatz / Katrin Henneberg
Satz: Randy Kühn
ISBN 978-3-941152-14-4
Redaktionsschluss: 30. April 2010

Kontakt

Universität Leipzig
Pressestelle
Ritterstraße 26, 04109 Leipzig
Telefon 0341 97-35020
presse@uni-leipzig.de
www.uni-leipzig.de/presse

Inhalt

Inhalt

Geleitwort	7
Hieronymus Kromayer	9
Zum 400. Geburtstag am 18. Januar 2010	
Franz Dornseiff	15
Zum 50. Todestag am 22. Mai 2010	
Robert Schumann	21
Zum 200. Geburtstag am 8. Juni 2010	
Hans Stobbe	25
Zum 150. Geburtstag am 9. Juni 2010	
Johann Gottfried Seume	31
Zum 200. Todestag am 13. Juni 2010	
Institut für Afrikanistik	37
Zum 50. Jahrestag der Gründung am 13. Oktober 2010	
Die weltweit erste Dissertation über Zeitungen	43
Zum 320. Jahrestag der Verteidigung von Tobias Peucers ›De relationibus novellis‹	

Karl Theodor Körner	49
Zum 200. Jubiläum des Leipziger Studiums	
Karl Lamprecht	55
Versuche zur Universitätsreform im Rektoratsjahr 1910	
Nathan Söderblom	61
1930 erhielt er den Friedensnobelpreis	
Autorenverzeichnis	66
Bildnachweise	68

Geleitwort

Auch nach dem 600. Gründungsjahr der Universität Leipzig mit seinen zahlreichen herausragenden Veranstaltungen und Publikationen soll die Geschichte der Universität weiterhin ihren Platz behalten. Wenngleich im Universitätsalltag die Themen von Lehre und Forschung im Fokus stehen, wie in diesem Jahr 2010 die Vorbereitung unserer Beteiligung in der zweiten Phase der Exzellenzinitiative zeigt, so sollte es weiterhin auch Momente für Rückblick und Reflexion geben.

Und so lernt der geneigte Leser auch im sechsten Band dieser Reihe wieder Ereignisse und Persönlichkeiten (teilweise neu) kennen, die im Kalenderjahr 2010 ein Jubiläum begehen und die eng mit der zweitältesten Universität Deutschlands verbunden sind.

Wie immer lebt auch diese Ausgabe der „Jubiläen“ von der engagierten Mitarbeit unserer Autorinnen und Autoren. Ihnen möchten wir an dieser Stelle für Ihre Themenvorschläge, die Recherchen und Beiträge herzlich danken. Wieder einmal liegt somit ein lesenswerter Band mit spannenden Einblicken und detailreichen Darstellungen vor.

A handwritten signature in black ink, reading 'Häuser' in a cursive script.

Prof. Dr. iur. Franz Häuser
Rektor der Universität Leipzig

Hieronymus Kromayer

Zum 400. Geburtstag am 18. Januar 2010



Hieronymus Kromayer wurde am 18. Januar 1610 in Zeitz als Sohn des dortigen Pfarrers und späteren Superintendenten von Plauen Hieronymus Kromayer d. Ä. geboren. Seine Mutter Maria Magdalena Lindner war eine Tochter des Naumburger Bürgermeisters Jacob Lindner.

Die Familie Kromayer entstammte einem, unter Kaiser Maximilian im 15. Jahrhundert geadelten, schlesischen Geschlecht, das allerdings nie zu Wohlstand gelangte und deren Vertreter sich daher meist in den Gelehrtenstand begaben. Als Kromayers Mutter nach dem frühen Tod des Vaters den Zeitzer Stiftssuperintendenten Erhart Lauterbach heiratete, kam Hieronymus Kromayer auf die Zeitzer Stiftsschule. Hier wurde ihm eine umfassende humanistische Bildung zuteil, vor allem erwarb er Kenntnisse in den alten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch. Diese Kenntnisse wurden durch das Engagement von Hauslehrern noch weiter vertieft.

Zum Sommersemester 1624 immatrikulierte sich Kromayer an der Leipziger Universität und 1629 erlangte er hier das philosophische Bakkalaureat. Im Anschluss studierte er an den Universitäten Wittenberg (1529) und Jena (1530), jedoch kehrte er nach Leipzig zurück und erwarb hier 1632 den Magistergrad. Der junge Gelehrte hielt nun Vorlesungen an der Philosophischen Fakultät in den Fächern Logik, Physik und Astronomie und im Jahr 1638 wurde er als Dozent in das philosophische Kollegium aufgenommen. Im Jahr 1643 berief ihn die Fakultät zum ordentlichen Professor für Geschichte; schon wenig später stieg er zum Professor Oratoriae (der Rhetorik) auf. Die Aufnahme in das Kleine Fürstenkolleg folgte im Jahr 1650 und sicherte ihm zusätzliche Einkünfte. Insgesamt viermal, in den Jahren 1640, 1642, 1644 und 1653, stand Kromayer der Philosophischen Fakultät als Dekan vor, im Jahr 1653 war er zudem Rektor der gesamten Universität.

Da sich Hieronymus Kromayer schon zeitig auch theologischen Studien widmete, erhielt er ab 1535 die Möglichkeit, Lektionen in den theologischen Fächern abzuhalten. Im Jahr 1640 promovierte ihn die Theologische Fakultät zum Bakkalaureus, und 1646 erwarb er hier den Grad eines Lizentiaten. Nun konnte Kromayer als Extraordinarius (wenn auch noch ohne Gehalt) an der Theologischen Fakultät lehren. Die Doktorpromotion vollzog er 1651, doch erst 1657 erhielt er eine ordentliche Professur (die vierte) an der Theologischen Fakultät. Damit wechselte der Gelehrte endgültig von der Philosophischen in die Theologische Fakultät und setzte seine Karriere hier fort. Verschiedene Angebote anderer Universitäten lehnte der Leipziger Professor ab.

Schon im Jahr 1658 rückte Kromayer in die dritte theologische Professur auf. Mit dieser Professur verbunden war ein Sitz im Domkapitel zu Zeitz, der Dienstpflichten am Zeitzer Dom mit sich brachte, aber auch zusätzliche Einkünfte bedeutete. Als der Theologe 1661 in die zweite theologische Professur aufrückte, wechselte er auf eine Domherrenstelle im Stift Meißen, welche er bis zu seinem

Tode inne hatte. Im Jahr 1662 wurde Hieronymus Kromayer in das Kollegium Dezemvirale, den Verwaltungsrat der Hochschule, berufen – eine Stellung, die man auf Lebenszeit erhielt. Im Jahr 1666 gelangte Kromayer auf die erste und damit höchste Professur an der Theologischen Fakultät. Verbunden mit dieser bis zu seinem Tode ausgeübten Professur war die Stellung als Assessor (Beisitzer) am Kurfürstlichen Konsistorium in Leipzig. Auch an der Theologischen Fakultät übte Kromayer mehrfach, in den Jahren 1661, 1664, 1666, 1667 und 1669, das Amt des Dekans aus.

Schon seit 1667 war Kromayer als Ephorus (Betreuer) der kurfürstlichen Stipendiaten tätig. Durch dieses Amt hatte der Gelehrte viel Kontakt zu den Studenten und war, wie zeitgenössische Quellen betonen, bei diesen als Mentor geschätzt und beliebt. Eine eigene Familie hatte Kromayer schon im Jahr 1646 begründet, als der gerade zum Lizentiaten der Theologie promovierte Gelehrte Anna Justina Schwendendörffer, eine Schwester des in Leipzig erfolgreich tätigen Juristen Bartholomäus Leonhard Schwendendörffer, geheiratet hatte. Dieser Verbindung entstammte ein einziger Sohn mit Namen Georg Tobias, welcher allerdings schon wenige Tage nach seiner Geburt starb. Damit hat sich der Name Kromayer in Leipzig nicht weiter fortsetzen können.

Kromayers Wirken an der Leipziger Universität (ca. 1640-1670) fällt in eine Periode, die heute als Zeit der altlutherischen Orthodoxie und der Polemik bezeichnet wird. Die Leipziger Theologie war zu dieser Zeit geprägt vom Kampf gegen Georg Calixt und den von ihm ausgehenden Helmstedter Synkretismus. Der in Helmstedt lehrende Calixt unterstützte die Annäherung der einzelnen Konfessionen aneinander, indem er die kirchliche Einheit auf der Basis frühchristlicher Glaubenssätze propagierte. Calixt lehnte die Konkordienformel von 1577 und die Ubiquitätslehre ab. Die Leipziger und auch die Wittenberger Theologen gingen gegen diese als Häresie bewerteten Ideen vor. In Leipzig verfasste Hieronymus Kromayer 1655 in Zusammenarbeit mit den Theologen Daniel Heinrici und Johannes Hülsemann den „Consensus repetitus fidei vere Lutheranae“, eine Bekenntnisschrift zur lutherischen Lehre im Sinne der Orthodoxie. Schon bald hatten alle kursächsischen theologischen Fakultäten ihre Unterschrift unter den „Consensus Repitus“ geleistet, allerdings erzielte das Bekenntnis über die Grenzen Sachsens hinaus nur geringe Wirkung, nicht zuletzt weil der Hauptadressat der Schrift, Georg Calixt, im Jahr 1656 verstarb. Erst im Jahr 1664, in der Auseinandersetzung mit den Erben Calixts, wurde die Schrift 1664 in Wittenberg publiziert und (mit wenig Erfolg) verbreitet. In dieser Zeit, 1668, erschien auch erstmals die von Kromayer gegen die Synkretisten verfassten „Loci antisyncretistici“.

Weitere exegetische und kirchengeschichtliche Schriften verfasste der Theologe alle im Sinne der lutherischen Orthodoxie. Als sein Hauptwerk gilt das kirchengeschichtliche Werk „Ecclesia in Politia“, das erst nach Kromayers Tod erschien und unter den Zeitgenossen weithin Beachtung fand. Ein weiterer Beitrag Kromayers zur orthodoxen Polemik war das 1670 erschienene Werk „Kritik der Religionen“, das 1673 und 1682 erneut aufgelegt wurde. Der Theologe stellte darin in polemisierender Art die verschiedenen Religionen und christlichen Sekten wie bspw. Rosenkreuzer oder Quäker vor, um letztlich als einzig wahre Religion das Luthertum zu beschreiben. Kromayers polemische Schriften erlangten zu seinen Lebzeiten nur wenig Aufmerksamkeit, allerdings griff man in den um 1670 bis 1685 geführten Auseinandersetzungen mit dem in Frankfurt tätigen Pietisten Philip Jacob Spener verstärkt auf sie zurück.

Der Leipziger Theologe hat das Vordringen des Spenerschen Pietismus in das orthodoxe Kursachsen nicht mehr erlebt. Er starb am 3. Juni 1670 und wurde am 9. Juni unter einem großen Leichenbegängnis in der Universitätskirche zur Ruhe gelegt. Auch in den Domstiftern Zeitz und Meißen, denen er als Domherr angehört hatte, wurden große Gedächtnisfeiern abgehalten. Kromayers Witwe, Anna Justina Schwendendörffer, heiratete wenig später den Thomaskirchenpfarrer Johann Ulrich Mayer, doch als sie 1680 verstarb, fand sie ihr Grab bei ihrem ersten Mann Hieronymus Kromayer. Am Ort des Grabes in der Universitätskirche ließ der Bruder Anna Justinas, der Rechtsgelehrte Bartholomäus Leonhard Schwendendörffer, im Jahr 1683 ein aufwendiges steinernes Gedächtnismal errichten. Das aus Alabaster gefertigte Werk überdauerte die Zeit und wurde glücklicherweise kurz vor der Sprengung der Universitätskirche 1968 geborgen. Es wird einen repräsentativen Platz im Neubau der Universitätskirche erhalten und damit das Andenken an den Leipziger Theologen Hieronymus Kromayer bewahren.

Doreen Zerbe

Literatur:

Lehmann, Georg: Immergrünende Ehren-Krone der Gerechten: Welche Gottes Gnaden-Hand Dem ... Hieronymo Kromayern/ Hochberühmten und umb die gantze Christliche Kirche wohlverdienten Doctori Theologo und Prof. Publ. Primario ... in der Ewigkeit aufgesetzt hat ... am Tage seiner Beerdigung/ war der IX. Junii des 1670. Jahres ... in der Pauliner Kirchen zu Leipzig gezeigt. Leipzig 1670 (Leichenpredigt; VD 17 1:041209D).

Kirn, Otto: Die Leipziger Theologische Fakultät. Leipzig 1909, 70, 133.

Lechler, Gotthard: Hieronymus Kromayer. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd 17. Leipzig 1883, 180f.

Mahlmann, Theodor: Hieronymus Kromayer. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 4. Herzberg 1992, 679-680.

Gößner, Andreas: Personelle Strukturen und Nachwuchsrekrutierung an der theologischen Fakultät Leipzig im 17. Jahrhundert. Mit einem Quellenanhang zu den theologischen Promotionen zwischen 1601 und 1701. In: Andreas Gößner (Hrsg.): Die Theologische Fakultät der Universität Leipzig: Personen, Profile und Perspektiven aus sechs Jahrhunderten Fakultätsgeschichte. Leipzig 2004, 73-161.

Hein, Markus (Hrsg.): Die Professoren und Dozenten der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig 1409 bis 2009. Leipzig 2009, 227.

Staemmler, Heinz: Die Auseinandersetzung der kursächsischen Theologen mit dem Helmstedter Synkretismus: eine Studie zum „Consensus Repetitus fidei vere Lutheranae“ (1655) und den Diskussionen um ihn (hrsg. von Johann A. Steiger). Waltrop 2005.

Zerbe, Doreen: Frühneuzeitliche Grab- und Gedenkmalen von Theologieprofessoren in Leipziger Kirchen. In: Andreas Gößner (Hrsg.): Die Theologische Fakultät der Universität Leipzig: Personen, Profile und Perspektiven aus sechs Jahrhunderten Fakultätsgeschichte. Leipzig 2004, 219-236, hier 225f.

Franz Dornseiff

Zum 50. Todestag am 22. Mai 2010



Franz Dornseiff (1888-1960), Ordinarius für Klassische Philologie an der Alma mater Lipsiensis, war einer der namhaftesten deutschsprachigen Repräsentanten seines Faches, mit großer internationaler Ausstrahlung. Er hat vor allem als Gräzist, aber auch als Latinist und weit über die Grenzen der Klassischen Philologie hinaus Bleibendes geleistet.

Für seine vielfältigen Verdienste wurde ihm vielfache Anerkennung zuteil: 1940 wurde er zum Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts gewählt (eine Ehre, die bei weitem nicht jedem Philologen zukam), 1949 zum Ordentlichen Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. 1953 brachten ihm Wissenschaftler aus drei Erdteilen eine Festschrift dar; 1959 zeichnete die Regierung der DDR den parteilosen Dornseiff für seine fachlichen Leistungen mit dem Nationalpreis aus.

Von Anfang an arbeitet Dornseiff interdisziplinär, längst bevor dies zum allgemeinwissenschaftlichen Schlagtruf wird, so in seiner Dissertation „Buchstabenmystik“ (1916) auf dem Grenzrain von Sprach- und Religionswissenschaft sowie Volkskunde. Interdisziplinär ist die Arbeit (so wie spätere Forschungen Dornseiffs) auch insofern, als Dornseiff nicht nur griechische und lateinische Buchstabenmystik behandelt, sondern auch die des Alten Testaments, dessen Sprache er ebenfalls beherrscht (dem Übersetzer Hans Schiebelhuth hilft er bei der Identifizierung und Wiedergabe alttestamentlicher Stellen im Werk Thomas Wolfes.) Die erweiterte Fassung der Doktorarbeit „Das Alphabet in Mystik und Magie“ (1922 u.ö.) ist noch heute ein Standardwerk. – Ebenfalls frühzeitig gilt Dornseiffs Interesse der Stilforschung, angeregt durch die Sprachkunst zeitgenössischer Lyrik und durch Stilanalysen von Romanisten (später gehören E. R. Curtius und Werner Krauss zu seinen Freunden). Aus der Beschäftigung mit der Pindar-Übersetzung Hölderlins erwächst Dornseiffs Habilschrift „Pindars Stil“ (1921). Gleichfalls 1921 veröffentlicht er eine eigene Pindar-Übertragung, die nach wie vor zu den anerkannten Pindar-Verdeutschungen zählt. Dornseiff übersetzt auch Dantes Schrift „De vulgari eloquentia/Über das Dichten in der Muttersprache“, ein bedeutendes Zeugnis für die Bemühungen um die Emanzipation des Italienischen als Literatursprache.

Bei der Pindar-Übertragung kommt Dornseiff der Gedanke, dass es ein synonymisch geordnetes deutsches Wörterbuch, und bei seinen Stilstudien, dass es eine griechische Entsprechung geben sollte, wobei der Aufbau des Begriffssystems zuerst an der Muttersprache bewerkstelligt werden müsste. 1933/34 veröffentlicht er den „Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen“. Es ist eines der wichtigsten Bücher des Gräzisten Dornseiff und sein bekanntestes. Mit dem reichen Material, das überwiegend aus Alltagsbeobachtungen der Sprache verschiedener Schichten stammt – Dornseiff versteht es wahrlich, „dem Volk aufs Maul zu schauen“ –, ist es zugleich eine kurzweilige Lektüre; das gilt nicht etwa nur für die Sachgruppe mit Ausdrücken für „verrückt“. „Der Dornseiff“, bald so nach seinem Urheber genannt, erfährt positive Würdigungen im In- und Ausland. Der nicht nur Forschungszwecken, sondern auch stilistischer Praxis

dienende „Wortschatz“ (er hilft beim Schreiben deutscher Texte und beim Übersetzen fremdsprachiger Texte) findet bei Schriftstellern wie Feuchtwanger, Thomas Mann, Hacks, Celan, Kasack, Kästner ein hervorragendes Echo. Die 5. und letzte von Dornseiff bearbeitete Auflage erscheint 1959. Danach wird das begehrte Werk zunächst unverändert nachgedruckt. Zu der 8., neubearbeiteten Auflage (die Einführung von H. E. Wiegand ist exzellent) muss ich auf „Muttersprache“ 115, 2005, 72ff. verweisen. – In „Die griechischen Wörter im Deutschen“ (1950) führt Dornseiff Hunderte von Wörtern und Redensarten mit knappem wissenschaftlichem Apparat vor. Wie beim „Wortschatz“ erfährt man reiche Belehrung in höchst anregender, geistvoller Weise. Auf sprachkritische und -pflegerische Betrachtungen Dornseiffs, die etwa die von V. Klemperer kritisch analysierte „LTI“ betreffen, kann hier nur kurz hingewiesen werden. Dornseiffs linguistische Arbeiten sind in „Sprache uns Sprechender“ (Kl. Schr. 2: 1964) abgedruckt.

Parallel zu den linguistischen und sonstigen Arbeiten beteiligt sich Dornseiff an der Wiedergewinnung der frühgriechischen Literatur, dem Problem der Gräzistik seiner Generation. Hesiod, Homer, Lyriker wie Pindar bleiben seine Lieblingsdichter. Andere Autoren, zu denen er eine beträchtliche Affinität hat, sind z. B. Herodot, Aristophanes, Lukian. In unablässigem interpretatorischem Ringen vertritt Dornseiff die tradierte Echtheit und Einheit antiker Texte – etwas, was Nichtphilologen selbstverständlich erscheint. Immer wieder gab es von Philologen Unechtheitserklärungen einzelner Stellen, ja ganzer Werke, etwa weil man für die Frühzeit höchstens mit Kurzepen rechnete, die ein Dichter wie Homer bestenfalls zusammengestellt, aber unmöglich alle gedichtet haben könne oder weil die Texte unverständlich zu sein schienen. „Spinoza sagt, die Ignoranz sei kein Argument. Wollte jeder die Stellen, die er in den Alten nicht versteht, austreichen, wie bald hätte man tabula rasa“, so Karl Marx in seiner Dissertation. Eine philologische Alternative zum Weglassen ist die Textänderung, „Konjektur“. Wie heißt es in Hacks' „Schöner Helena“? „Es ist leicht, einen Text brauchbar zu machen, indem man ihn ändert.“ Dornseiff wendet sich gegen solcherart Umgang mit Quellen in Publikationen wie „Die Archaische Mythenzählung“ (1933) und „Echtheitsfragen Antik-griechischer Literatur“ (1939). Eine Chance, von manchen Philologen eliminierte oder geänderte Texte der griechischen Literatur zu retten, sieht Dornseiff darin, sie nicht als Teil einer autarken Literatur, sondern im Kontext einer „vorderasiatisch-mittelmeerischen“ Kultur zu interpretieren. Die Werke der antiken und besonders der frühgriechischen Kultur seien ohne Berücksichtigung der älteren orientalischen und ägyptischen so wenig zu verstehen wie die Vergils ohne Berücksichtigung Homers oder viele Erscheinungen in Mittelalter und Neuzeit ohne Berücksichtigung der Antike.

„Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“, pflegt er zu sagen. Sein antiisolationistisches und speziell antieuropazentrisches Konzept einer Völker- und Sprachgrenzen überschreitenden Kultur- bzw. Literaturgeschichte – „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“, heißt es bei Goethe – darf getrost sensationell genannt werden. Anfangs von den meisten Gräzisten skeptisch betrachtet, hat es sich schließlich durchgesetzt. Das Konzept ist auch insofern kühn, als ein Hinweis auf orientalische, also auch „semitische“ Beeinflussung der griechischen Kultur nach 1933 in Deutschland alles andere als opportunistisch ist. Das gilt umso mehr, als Dornseiff nach den Kategorien der Nürnberger Gesetze ‚Vierteljude‘ ist. – Dornseiffs den Beziehungen Griechenland-Orient und dem Alten Testament geltende Arbeiten sind zumeist in „Antike und Alter Orient“ abgedruckt (Kl. Schr. 1: 1956 u. ö.). – Dornseiff leistet auch als Latinist Bedeutendes, vor allem im Bereich der römischen Literaturgeschichte und da besonders in dem der Augusteischen Dichtung. Auch hier geht es durchweg um sorgfältige Interpretation von Texten, verbunden mit dem Nachweis ihrer Echtheit und Einheit, so in „Verschmähtes zu Vergil, Horaz und Properz“ (1951).

Das positive Echo der Dornseiffschen Arbeiten ist zum einen in seinen Forschungsmethoden und -ergebnissen begründet, zum anderen in seiner unkonventionellen Darstellung. Als der Philologe Deubner diese moniert, pariert Dornseiff in seinem nächsten Buch mit dem maliziösen Satz: „Langweilig schreiben ist eine Kunst. Mancher, der es nicht kann, lernt es nie.“

Starke Wirkung geht von dem akademischen Lehrer Dornseiff aus, vor allem durch die auch seinen Veröffentlichungen eigene Art der Betrachtung, durch die Einprägsamkeit der Formulierung („Nazis und Nazissen“). Unvergesslich auch, wie er die Schlusszene des Platonischen „Symposions“ vorspielt, indem er unter schweren Bewegungen seines massigen Kopfes andeutet, wie Sokrates spät in der Nacht seine letzten, ebenfalls schon weinseligen Gesprächspartner Aristophanes und Agathon über die Verwandtschaft von Tragödie und Komödie aufzuklären versucht. – Am Anfang seiner Hochschullaufbahn zugleich als Gymnasiallehrer tätig, äußert sich Dornseiff zu Schulfragen. So löckt er wider den Stachel starrer Lehrpläne und gegen den blinden Gehorsam, mit dem sie realisiert werden: „Das war alles heilig, die vorgesetzte Behörde in der Hauptstadt hatte es doch drucken lassen.“

Dornseiff hat ein lebhaftes politisches Interesse, das im Lauf der Jahrzehnte an Profil gewinnt. In Aufsätzen wie „Entgiftung der Bildung“ (1932; schon der Titel ein Programm) bekämpft er Nationalismen in Sprach- und Literaturwissenschaft bzw. in Schulbüchern. 1933 äußert er im „Wortschatz“, konsequente Fremdwort-

Eliminierung „würde die deutsche Sprache genauso zerstören wie eine Austreibung der nicht blond langschädelig blauäugig gerassten Menschen aus dem deutschen Staat die Bevölkerung beseitigen würde.“ Ein Naziblatt droht dem „Wortschatz“ mit Bücherverbrennung, dem Autor mit Prüfung seiner Reinrassigkeit. Die so erpresserisch beanstandete Passage fehlt in den späteren Auflagen; der Verlag will es nicht auf ein Autodafé ankommen lassen, und der „Wortschatz“-Autor – Sohn einer ‚Halbjüdin‘ – lässt ausnahmsweise gleichfalls Vorsicht walten.

Wollte man ein abgerundetes Bild von Dornseiffs Persönlichkeit geben, wäre noch von seiner gelebten Musikalität zu berichten, von seinem sensiblen Verständnis für Kunst und Künstler, antike ebenso wie moderne: 1928 beantragt Dornseiff, damals noch an der Universität Greifswald, die Ehrendoktorwürde für Max Reinhardt. Es wäre zu sprechen von der Begeisterung, mit der der unpathetische Dornseiff die Schönheit italienischen Sternenhimmels oder griechischer Landschaft preist; von seiner Hilfsbereitschaft, seinem Takt und seinem unpräntiösen Umgang auch mit dem jüngsten Studenten; von seiner Freude an der Buntheit und an den Paradoxien des Lebens, von seiner charmanten Respektlosigkeit, ja seinem Mut gegenüber „heiligen Kühen“, und zwar zu allen Zeiten. Hiervon zeugen nicht zuletzt die pointierten Anekdoten, die er so glänzend zu erzählen versteht, ebenso die zahlreichen Anekdoten über ihn. Wenn Dornseiff als Dekan gelegentlich an Senatssitzungen teilnimmt, belebt er die Debatte mit Beiträgen, die nicht nur durch ihre Kürze erquicken; davon gibt der damalige Rektor Georg („Schorsch“) Mayer („Wir Rektoren haben nichts zu verlieren als unsere Ketten“) eine plastische Schilderung, als er Dornseiff zu seinem 70. Geburtstag in einer ebenso geistsprühenden wie warmherzigen Rede feiert. Als Dekan muss Dornseiff eine Veranstaltung zum „Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ leiten. Würdenträger, Parteifunktionäre usw. sitzen in einem großen Saal, in gespannter Erwartung, was der parteilose ‚Bürgerliche‘ aus diesem Anlass sagen wird. Dornseiff beginnt:

„Also, wir begehen den Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Da wird sich mancher wundern, dass wir das im November tun. Mit dem Kalender ist das ja überhaupt so eine Sache. Irgendwann stimmt er nicht mehr, dann muss man einen neuen machen. Das war schon im Altertum so. Bereits Gaius Julius Caesar ...“

Die Funktionäre schäumen. Aber da man Dornseiff nicht Staatsfeindlichkeit nachweisen kann, sorgt man nur dafür, dass er nie wieder Gelegenheit bekommt, so zu ‚entgleisen‘. Noch muss man eben mit der ‚bürgerlichen Intelligenz‘ leben ...

Die Universität Leipzig kann sich rühmen, mit Dornseiff wahrlich ein Original besessen zu haben.

Jürgen Werner

Literatur:

Werner, Jürgen: „Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“. Franz Dornseiff (1888-1960) als Klassischer Philologe und als Germanist. In: Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, Band 76/Heft 1. Stuttgart, Leipzig 1999.

Werner, Jürgen (Hrsg.): Franz Dornseiff in memoriam. Amsterdam 1986.

Robert Schumann

Zum 200. Geburtstag am 8. Juni 2010



Ein Studium der Jurisprudenz an der Universität Leipzig lehnte Robert Schumann ab. Nicht, dass er es nicht versucht hätte! Auf Druck seiner Mutter schrieb er sich ein, aber es ist ungewiss, ob er jemals einen Hörsaal betreten hat. Theorie und wissenschaftliche Systematik waren Schumann ein Gräuel, das wahre Genie schafft seiner Auffassung nach allein aus sich und seinem Gefühl heraus.

Vorbilder für diese Einstellung fand er bei bewunderten Literaten, die er im Hause seines Vaters, des Verlegers in Zwickau, von klein an sich aneignen durfte. Dass Schumann trotz seiner literarischen Begabung und seiner intensiven Beschäftigung mit Weltliteratur kein Dichter geworden ist, sondern sich erst recht spät zum Komponisten ausgebildet hat, ist zu guten Teilen dem Umstand geschuldet, dass er die Tonkünstler für einen „höher stehend“ als die Dichter hielt. Er aber wollte ein großer Mann werden, da waren die Chancen als Musiker besser. Musik besaß für ihn eine besondere Würde im Sinne der romantischen Musikanschauung. Über Jean Paul war er mit der Philosophie von Friedrich Heinrich Jacobi in Berührung gekommen und hatte sich ganz dessen Gefühlsphilosophie angeschlossen, stand jeder Form des Rationalismus ablehnend gegenüber.

„Ach diese Theorie, diese ganze Theorie! Könnt' ich nur ein Genie seyn, um alle Lumpen damit todt zu machen, möchte ich sie nicht alle in eine Kanone laden u. irgend Etwas damit todtschießen!“ (Tb I, 331) Oder: „Dem Zufall ist mehr aufgeschlossen als der Wissenschaft; der Theorie ist alles verhüllt, der Fantasie nichts---“ (Tb I, 364). So lauten Eintragungen in Schumanns Tagebüchern. Die ausgeprägte Wissenschaftsfeindschaft ist Hintergrund für einen Irrationalismus, der sich in Schumanns bekanntem Diktum niedergeschlagen hat: „Die erste Konzeption ist immer die natürlichste und beste. Der Verstand irrt, das Gefühl nicht.“ (GS I, 25) Nichts wäre also verfehlter, als Schumanns Musikschrifttum, seine Artikel in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ (NZfM), als wissenschaftlich verbindliche Aussagen zu verstehen, er selbst wehrt sich dagegen: „Man hat den Herausgebern dieser Blätter den Vorwurf gemacht, daß sie die poetische Seite der Musik zum Schaden der wissenschaftlichen bearbeiten und ausbauen, [...] Dieser Tadel enthält eben das, wodurch wir unser Blatt von andern unterschieden wissen möchten.“ (GS I, 44)

Seit seinen jungen Jahren war Schumann ein begeisterter Anhänger des Geniekults, seine frühen Tagebuchaufzeichnungen sind voller Schwärmereien über die genialen Jünglinge, die zu moralischen Männern werden. Mit diesen Allmachtsphantasien eines pubertierenden, präpotenten Jugendlichen ging die Gefühlsphilosophie Hand in Hand und lässt sich in Schumanns frühen Dramenfragmenten, in seiner Lyrik – etwa in „Allerley aus der Feder Roberts an der Mulde“ – und in seinen Übersetzungen mühelos finden. Auch die frühen Hefte der „Motosammlung“ sind hier zu berücksichtigen, wo sich Aufzeichnungen finden wie folgende aus Anne Louise Germaine de Staëls (Madame de Staëls) Italienroman „Corinna“: „Die Wunder d[e]s Genies geben der Seele immer einen religiös[en] Eindruck.“ Bei aller Bewunderung für die kunstreiche Gestaltung in so jungen Jahren muss aber festgestellt werden, dass

Schumann diese Grundeinstellung und den Verbindlichkeitsanspruch bis in die späten Jahre hinein aufrecht erhalten hat. Einen höheren, idealen, genialen Jüngling sah er 1853 in Johannes Brahms wieder auferstanden, den er in dem berühmten Aufsatz „Neue Bahnen“ mit religiöser Emphase als kommenden Erlöser (Messias) feierte. Er selbst war zu dieser Zeit in eine Phase abschließender Sammlung und Konsolidierung eingetreten und stellte seine „Gesammelten Schriften“ zusammen. Daneben sammelte er auch eine „Anthologie für Freunde der Literatur und Musik“ mit dem Titel „Dichtergarten für Musik“, in der er die literarischen Heroen seiner Jugend nochmals vornahm und speziell auf ihre Aussagen über Musik hin las und auswählte. Schumann geht chronologisch vor und beginnt mit der griechischen Antike, Homer und Hesiod, lässt die mythischen Gestalten von Apoll über die Musen bis zu Orpheus als Zeugen auftreten. Aus der Bibel wählt er vor allem Stellen des Alten Testaments (darunter Jesus Sirach, in reformatorischen Kirchen als apokryph angesehen) und der Paulus-Briefe aus. Von Martin Luther mit seinen bekannten Lobsprüchen auf die Musik springt er gleich zu „Des Knaben Wunderhorn“ und zu William Shakespeare, wo er auf Exzerpte des Jahres 1841 zurückgreifen konnte. Dann wird die Reihe dichter, Leibnitz, Gluck, Klopstock, Lessing Herder, Goethe und Schiller sind nur einige seiner Zeugen vor Jean Paul, dem er einen großen Umfang zugesteht. Ausschnitte u. a. aus „Hesperus“, „Siebenkäs“, „Titan“ und „Flegeljahre“ mit Vult und Walt, deren Erfindung Schumann 1827 als „übermenschlich“ (Tb I, 82) bezeichnet und bekanntlich nachgebildet hat, nimmt Schumann in den „Dichtergarten“ auf bis hin zu dem Aufsatz „Die Tonkunst als das höchste Echo der Welt“ und dem letzten, fragmentarischen Roman „Selina, oder über die Unsterblichkeit der Seele“, Vorbild seines Jugendversuchs. Weiter geht es u. a. mit Beethovens drei Briefen an Bettina von Arnim, von denen zwei als apokryph einzustufen sind und dem romantischen Beethovenbild zugerechnet werden müssen, bis hin zu den Dichtern aus Schumanns Gegenwart. Die Sammlung bildet ein eindrucksvolles Quellenwerk romantischer Musikanschauung, eine Belegsammlung des literarischen Mythos‘ Musik. Für Schumann stellt sie eine Selbst- und Rückversicherung dar, mit der er den von ihm eingeschlagenen Berufsweg legitimiert, dass es richtig war, von der Literatur zur höheren Kunst der Musik überzugehen.

Wissenschaftliche Ziele verfolgte Schumann mit all seinen schriftstellerrischen Aktivitäten nie. Trotzdem hat er 1840 einen Doktor honoris causa erhalten, allerdings nicht von der Universität Leipzig, sondern von der Universität Jena, wo mit Ferdinand Hand ein veritabler Musikästhetiker saß, zu dem der mit Schumann befreundete Pastor Dr. Keferstein gute Kontakte unterhielt. Auch Richard Wagner hat sich an der Universität Leipzig eingeschrieben, nie wirklich studiert und ist

von der Universität zeitlebens nicht gewürdigt worden. Dies erlebte nur Felix Mendelssohn Bartholdy, der 1835 das Angebot einer Professur an der Universität Leipzig ausschlug und der schon 1836 mit der Ehrendoktorwürde der Universität Leipzig ausgezeichnet wurde.

Helmut Loos

Literatur:

Kreisig, Martin (Hrsg.): Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Fünfte Auflage mit den durchgesehenen Nachträgen und Erläuterungen zur vierten Auflage und weiteren, 2 Bde. Leipzig 1914.

Heero, Aigi: Robert Schumanns Jugendlyrik. Kritische Edition und Kommentar. Schumann-Studien, Sonderband 3. Sinzig 2003.

Hotaki, Leander: Robert Schumanns Mottosammlung. Übertragung, Kommentar, Einführung. Freiburg im Breisgau 1998, 364.

Loos, Helmut: Robert Schumann. Werk und Leben. Wien 2010.

Nauhaus, Gerd/Bodsch, Ingrid (Hrsg.): Robert Schumann: Dichtergarten für Musik. Eine Anthologie für Freunde der Literatur und Musik. Bonn 2007.

Eismann, Georg (Hrsg.): Robert Schumann. Tagebücher, Bd. I: 1827-1838, 2. Auflage. Leipzig 1988.

Hans Stobbe

Zum 150. Geburtstag am 9. Juni 2010



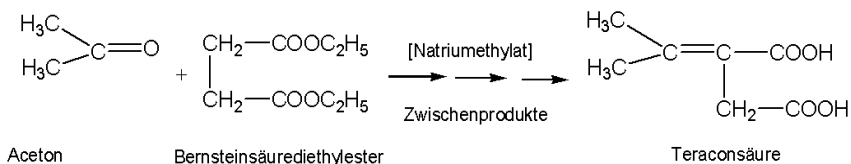
Hans Stobbe (1860-1938), Professor für Organische Chemie im Chemischen Laboratorium der Universität Leipzig von 1899 bis 1928, gelang hier in seiner Habilitationsarbeit (1894) die Realisierung und Aufklärung einer allgemeingültigen chemischen Reaktion von beachtlichem Potenzial für die präparative organische Chemie. Sie wird als Stobbe-Kondensation bezeichnet. Hans Stobbe erschloss die Fulgide und Fulgensäuren und ihre Bedeutung für die Foto- und Naturstoffchemie.

Johann (Hans) Hermann August Adolph Stobbe wurde am 9. Juni 1860 in Tiegenhof (damals Westpreußen) als Sohn des Fabrikbesitzers Adolph Stobbe geboren. Er studierte in Heidelberg, München, Straßburg und Leipzig Chemie und wurde 1889 bei Johannes Wislicenus (1835-1902) in Leipzig promoviert. Hans Stobbe habilitierte sich 1894 über „Eine neue Synthese ungesättigter zweibasischer Säuren aus Ketonen und Bernsteinsäureester“. Im Vorfeld des Habilitationsverfahrens holte Dekan Brugmann beim Kgl. Sächs. Ministerium für Cultus und öffentlichen Unterricht Dresden aufgrund der wissenschaftlichen Tüchtigkeit Stobbes die Genehmigung für einen Dispens von § 1a des Habilitations-Regulativs ein, das für die Habilitation die Absolvierung der Reifeprüfung eines humanistischen Gymnasiums voraussetzte. Stobbe hatte nach dem Besuch einer Mittelschule in Tiegenhof „nur“ das Realgymnasium in Danzig und Elbing besucht und an letzterer das Zeugnis der Reife erworben. Seiner Ernennung 1899 zum nichtplanmäßigen außerordentlichen Professor für organische Chemie folgte 1904 die Berufung zum planmäßigen außerordentlichen Professor. Arthur Hantzsch (1857-1935), der 1903 auf das Ordinariat für Chemie berufen wurde, übertrug ihm alsbald 1904 die Leitung der organisch-chemischen Abteilung des Chemischen Laboratoriums der Universität Leipzig. 1924 wurde Stobbe zum ordentlichen Honorarprofessor für organische Chemie ernannt und 1928 von den amtlichen Verpflichtungen entbunden. Er übernahm dann noch zehn Jahre lang bis zum Tode am 3. August 1938 in Leipzig die Leitung der Poggendorff-Redaktion (UAL, PA). Seine wissenschaftlichen Verdienste fanden 1924 Anerkennung mit der Zuwahl in die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und in die Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle. Gustav Reddelien zum 70. Geburtstag (Reddelin, 1930) und Conrad Weygand in einem Nekrolog (Weygand, 1938) würdigten das Lebenswerk Stobbes.

Die Stobbe-Kondensation

„Während nach den Claisen'schen Untersuchungen die Ketone in der Weise auf die Ester der einbasischen Säuren und auf den Oxalsäureester einwirken, dass sich stets die Methylgruppe des Ketons mit der Carboxyäthylgruppe unter Austritt von Alkohol vereinigt, findet die Reaction bei meiner Synthese sicher zwischen der Carbonylgruppe des Acetons und der einen Methylengruppe des Bernsteinsäureesters statt. Es ist meines Wissens das erste Mal, dass es gelungen ist, eine ungesättigte Säure in so befriedigender Ausbeute aus einem einfachen Keton und einer zweibasischen Säure bzw. deren Ester darzustellen, und ich hoffe, dass diese Synthese, welche sich höchst wahrscheinlich nicht nur mit den beiden von mir angewandten Ingredientien, sondern auch mit deren Homologen ausführen lässt, ein willkommenes Hilfsmittel zur bequemen Gewinnung

von bis jetzt schwer zugänglichen Säuren bilden wird...“ (Stobbe,1893). Mit diesen beiden zusammenfassenden Sätzen und dem darin enthaltenen Ausblick begründete Hans Stobbe 1893 eine ungewöhnliche, später nach ihm benannte, und, wie sich zeigte, ergiebige Reaktion, die Stobbe-Kondensation:

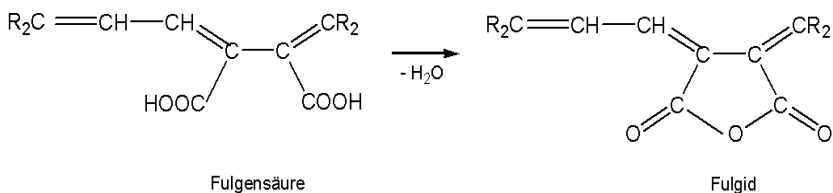


Diese wertete Johannes Wislicenus im Hauptgutachten zur Habilschrift am 21. Mai 1894 wie folgt: „... ist Dr. Stobbe nun zum Entdecker einer neuen Klasse organischer Verbindungen: der zweifach β organisch γ substituierten Itakonsäuren geworden, welche für die Lösung gewisser theoretischer Fragen, namentlich bestimmter Arten von geometrischen Isomeren, von fundamentaler Bedeutung werden müssten“ (UAL, PA). Das Chemische Laboratorium der Universität Leipzig stand in den Jahren von 1884 bis 1902 unter Leitung des Ordinarius für Chemie Johannes Wislicenus. Dessen organisch-chemisches Interessengebiet betraf, u. a. auch zusammen mit seinem Doktoranden Carl Bosch (1874-1940, Nobelpreis 1931), die Nutzung der Reaktivität von Carbonsäureestern. In Bezug auf Stobbes Beschäftigung mit Bernsteinsäurediethylester ist zu berücksichtigen, dass die Bernsteinsäure, die 1546 von Georgius Agricola (1494-1556) entdeckt wurde, eine besondere Rolle bei der Aufklärung der cis-trans-Isomerie durch Wislicenus einnahm. Bereits 1893 hatte Stobbe den Ablauf der Reaktion über eine Aldolkondensation und ein Additionsprodukt mit anschließender Lactonbildung postuliert, womit er den direkten Wasseraustritt aus dem Bernsteinsäureester und Aceton ausschloss (Stobbe, 1893). In den modernen Lehrbüchern der organischen Chemie findet man den von Stobbe angegebenen Mechanismus in seinen wesentlichen Schritten wieder. Die umfassendere Bedeutung der Stobbe-Kondensation (s. u.) besteht neben dem reichen synthetischen Potenzial, das bis heute für die Darstellung neuer Verbindungen durch Einsatz von Ketonen und Aldehyden als Edukte genutzt wird, darin, dass im Zuge dieser Reaktion ein Kohlenstoffgerüst um drei weitere Kohlenstoffatome verlängert werden kann. Fast 60 Jahre nach der Entdeckung dieser chemischen Reaktion erschien in Organic Reactions ein Review-Artikel unter dem Titel „THE STOBBE CONDENSATION“, in welchem von insgesamt 147 notierten Literaturzitaten allein 51 die Namen von Stobbe und seinen Leipziger Mitarbeitern tragen

(Johnson, Daub, 1951). Im April 2010 waren in der elektronischen Datenbank Sci-Finder unter dem Stichwort „Stobbe-Condensation“ 484 Publikationen angezeigt. Die von Stobbe gelegte Saat geht weit über die Bedeutung für die reine Synthesechemie hinaus. Hans Stobbe selbst trug dazu in erheblichem Ausmaß bei (Beyer, Hoyer, 2008).

Fulgensäuren, Fulgide und Fotochromie

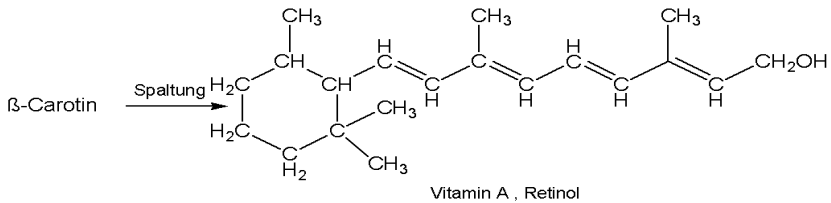
Ein „Qualitätssprung“ gelang Stobbe und dessen Mitarbeitern mit der Einbeziehung der zweiten Methylengruppe im Bernsteinsäurediethylester in das Kondensationsgeschehen und die Isolierung der dabei entstehenden Fulgensäuren und deren Anhydriden, den Fulgiden, (Stobbe, 1911). Diese neuen Verbindungsklassen zeichnen sich durch konjugierte Doppelbindungen aus: Einfach- und Doppelbindungen wechseln sich im Kohlenstoffgerüst alternierend ab. Speziell die Fulgide, die einen selten starken Glanz wohlgeformter Kristalle aufweisen, besitzen eine tiefe Farbigkeit. Die Farbpalette reicht von gelbgrün, gelb, orange, rot, purpurrot bis zu congobraun. „Dieser beiden hervorstechenden Eigenschaften wegen habe ich für diese Verbindungen einen besonderen Namen gewählt. Abgeleitet von *fulgere* (glänzen, leuchten) nenne ich die Anhydride ‚Fulgide‘ und die dazu gehörigen Säuren ‚Fulgensäuren‘ ...“ (Stobbe, 1905).



Diese Verbindungen reagieren bei Einwirkung von Sonnenlicht unter Farbänderung. Davon ausgehend wurde die Fotochemie organischer Verbindungen ein interessantes Forschungsgebiet, das mit Stobbes Entdeckung der Fototropie, die reversible Farbänderungen solcher Stoffe an der Luft bei Licht und im Dunkeln beschreibt und mit der Einwirkung von Sauerstoff zusammenhängt, ein neues Kapitel aufschlug. 1905 hatte Stobbe über Furylfulgide (Stobbe, 1905) und 1908 über einen Fotochromie-Effekt an thermisch instabilen Phenylfulgiden (Stobbe, 1908) berichtet. Unter Fotochromie wird die reversibel verlaufende Überführung von zwei Isomeren durch Bestrahlung mit Licht bestimmter Wellenlänge verstanden. Solche Materialien sind von aktueller anwendungstechnischer Relevanz für optische Schalter, optische Memories und für Displays (Yokoyama, 2000).

Natürliche Polyene

Stobbes Fulgensäuren und Fulgide mit ihren konjugierten Doppelbindungen waren die ersten Vertreter synthetisch dargestellter Polylenfarbstoffe. Hans Stobbe konnte noch erleben, dass 1930/1931 Paul Karrer (1889-1971, Nobelpreis 1937) und Richard Kuhn (1900-1967, Nobelpreis 1938) in den roten Carotinoiden Naturstoffe mit Polyenstruktur erkannten. Sie sind in Karotten, Tomaten, Paprika und Pfeffer enthalten. Sie enthalten konjugierte Doppelbindungen in einem kettenförmigen Kohlenwasserstoffgerüst aus 18 C-Atomen. Es gelang, das aus Karotten stammende Carotin in die drei Bestandteile α -Carotin, β -Carotin und γ -Carotin aufzutrennen. 1930 ermittelte Paul Karrer die exakte Strukturformel von β -Carotin und 1931 die von Vitamin A.



Damit war schlüssig aus der Struktur heraus bewiesen, weshalb das Carotin als Provitamin A, das in der Leber in der Molekülmitte gespalten wird, dieselbe biologische Aktivität wie Vitamin A hat. Richard Kuhn konnte nachweisen, dass Vitamin A in Form von Retinylaldehyd in die Netzhaut des Auges eingebaut und durch Lichteinwirkung wieder in Vitamin A zurückverwandelt wird, was mit der Aussendung eines Nervenimpulses einhergeht. Danach folgt wieder die Rekombination zum Retinylaldehyd. Es wurde auch erkannt, dass in den Blättern der Bäume neben dem grünen Blattfarbstoff Chlorophyll die rotfarbigen Carotinoide präsent sind und wegen der Polyenstruktur sichtbares Licht bestimmter Wellenlängen absorbieren können, die so aufgefangene Sonnenenergie an das Chlorophyll weiterleiten, die dort gespeichert und in chemische Energie für die Photosynthese transformiert wird. Wird durch die Wirkung von energiereichem Singulett-Sauerstoff, den der Leipziger Chemieprofessor Hans Kautsky (1891-1966) entdeckt hatte, im Herbst das Chlorophyll oxidativ zerstört, kommen die roten und gelbroten Farben der Carotinoide in Form der Herbstfärbung der Blätter zum Vorschein.

Lothar Beyer

Literatur:

Beyer, Lothar/Hoyer, Eberhard.: Die Stobbe-Kondensation. In: Chemische Wegzeichen aus Leipzigs Universitätslaboratorien. Leipzig 2008, 110-121.

Johnson, W. S./Daub, G. H.: The Stobbe Condensation, In: Organic Reactions 6. Weinheim 1951, 1-73.

Reddelien, Gustav.: Hans Stobbe zum 70. Geburtstag. In: Angewandte Chemie 43, S. 599-600. 1930.

Stobbe, Hans.: Eine neue Synthese der Teraconsäure. In: Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft, Bd. 26. Weinheim 1893, 2312-2319.

Stobbe, Hans: Eine neue Synthese ungesättigter Dicarbonsäuren aus Ketonen und Bernsteinsäureester. In: Liebigs Annalen der Chemie. Weinheim 1894, 280-319.

Stobbe, Hans: Die Farbe der Fulgensäuren und Fulgide. In: Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft, Bd.38, Weinheim 1905, 3673-3682.

Stobbe, Hans: Phototropieerscheinungen bei Fulgiden und anderen Stoffen. In: Liebigs Annalen der Chemie 359. Weinheim 1908, 1-48.

Stobbe, Hans: Die Fulgide, In: Liebigs Annalen der Chemie. Weinheim 1911, 1-129.

Universitätsarchiv Leipzig: Personalakte 983 (Hans Stobbe).

Weygand, Conrad: Hans Stobbe (Nachruf). In: Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft, Bd. 71 A, Weinheim 1938, 188-190.

Yokoyama, Yu: Fulgides for Memories and Switches. In: Irie, M. (Hrsg.): Photochromism – Memories and Switches, Chemical Reviews, Bd. 100. Washinton DC 2000, 1717-1740.

Johann Gottfried Seume

Zum 200. Todestag am 13. Juni 2010



Am 13. Juni 1810, vor 200 Jahren, ist der Schriftsteller Johann Gottfried Seume (1763-1810) in Teplitz vereinsamt und verarmt gestorben. Wenngleich seine Texte nicht zum engeren Bereich des Kanons der deutschen Literatur gezählt werden, besteht für die Universität Leipzig ein begründeter Anlass, an diesen markanten Autor zu erinnern, dem aufgrund seiner außergewöhnlichen Biographie und der Eigentümlichkeit seines Werks eine Sonderstellung innerhalb seiner Epoche und generell in der deutschen Literaturgeschichte zukommt.

Die Stadt Leipzig und deren Universität bildeten immer wieder feste Standorte in diesem bewegten Leben, wenngleich Seumes Verhältnis zu Stadt und Universität zeitlebens ambivalent geblieben ist. In einer erhellenden Metapher umschreibt er dieses Verhältnis in seinem zweiten großen Reisebericht „Mein Sommer 1805“ – der erste und bekanntere war 1803 unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ erschienen, als er bei seiner Rückkehr vor der Stadt deren Silhouette wahrnimmt:

„Als ich in der Abenddämmerung die Türme von Leipzig wieder sahe, das ich nun für mein Tabernakel zu halten gewohnt bin, ward mir doch unter der linken Seite etwas angenehm unruhig.“

Die leichte Körperempfindung in der Herzgegend zeigt an, dass mit diesem Ort Heimatgefühle verbunden sind, das Wort „Tabernakel“ – nach dem Lateinischen „tabernaculum“, das heißt „Zelt“ – deutet aber an, dass der Autor sich im Grunde wie ein Nomade fühlt, für den es eigentlich keine Heimat im üblichen Sinn mit einer festen Behausung gibt, sondern allenfalls einen Ort, an dem man wiederholt nur sein „Zelt aufschlägt“, um immer wieder möglichst rasch aufbrechen zu können.

Seume war Sohn eines verarmten Fronbauern, der in Knautkleeberg bei Leipzig eine Gastwirtschaft gepachtet hatte, bevor er früh verstarb. Gefördert durch den Grafen Hohenthal wurde ihm der Besuch der Lateinschule ermöglicht, und derselbe Förderer finanzierte ihm ab 1780 auch ein Theologiestudium an der Universität Leipzig. Nach einem knappen Jahr, 1781, brach er aber das Studium ab und entwich heimlich aus der Stadt, weil sich zwischen seinen Auffassungen, die sich durch die Lektüre religionskritischer Schriften der Aufklärung gebildet hatten, und der theologischen Dogmatik seiner Universitätslehrer unüberbrückbare Differenzen gebildet hatten. Auf dem Weg nach Paris, dem Sehnsuchtsziel des jungen Mannes, wurde er jedoch von Werbem des Landgrafen von Hessen-Kassel aufgegriffen, zum Militärdienst gepresst und als Soldat nach Amerika verkauft; nach der Rückkehr nach Deutschland gelang ihm zwar die Flucht aus der hessischen Gefangenschaft, er wurde aber schon 1783 wiederum zum Militärdienst gepresst, diesmal von preußischen Werbem. 1787 wurde er von einem Gönner freigekauft, so dass er nach Leipzig zurückkehren und nunmehr an der Universität ein Studium der Rechtswissenschaft und der Philosophie beginnen konnte. 1792 schloss er dieses Studium mit einer Habilitation ab, machte aber von seiner Lehrbefugnis keinen Gebrauch; auch später hat Seume es vermieden, sich enger an Leipziger wissenschaftliche Institutionen zu binden. So hat er 1802

auf eine mögliche Anstellung bei der Akademie der Wissenschaften zu Leipzig ebenso verzichtet wie 1805 auf eine Lektorenstelle an der Universität.

Statt der akademischen Karriere schloss sich nach 1792 eine in der damaligen Zeit nicht unübliche Tätigkeit als Hofmeister und Sekretär eines adeligen Generals an, in deren Verlauf er nach Polen kam; dort wurde er erstmals in exemplarischer Weise mit aktuellen politisch-gesellschaftlichen Konflikten seiner Zeit konfrontiert. Ab 1797 hat er wieder für einige Zeit sein „Zelt“ in Leipzig aufgeschlagen, wo er seinen Lebensunterhalt vorwiegend als Korrektor des in Grimma ansässigen Göschen-Verlags bestritt. Eines seiner Hauptverdienste in dieser Tätigkeit war die Betreuung der Edition von Friedrich Gottlieb Klopstocks Werken.

Einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte sichert ihm ein Text, in dem er die Erfahrungen einer 1802 weitgehend zu Fuß unternommenen Reise durch Italien niedergeschrieben hat, den schon erwähnten „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“. Dieses Werk, das weitgehend die Brief- und Tagebuchform einhält, gehört zu den bemerkenswertesten Exemplaren der Gattung ‚Reisebericht‘ in der deutschen Literatur. Im Gegensatz zur dominanten Wahrnehmung Italiens als Raum gegenwärtiger Präsenz der Antike, wie dies dem geläufigen Muster der Goethezeit und der Ästhetik der Weimarer Klassik entsprochen hätte, legt Seume, wenngleich er auch antike Kunstwerke besichtigt und antike Dichtung an entsprechenden Orten zitiert, das Schwergewicht seiner Darstellung auf das Italien seiner Gegenwart, die alltäglichen Lebensverhältnisse, für deren Unzulänglichkeiten er die rückständigen politisch-gesellschaftlichen Strukturen und die Herrschaft der katholischen Kirche verantwortlich macht. Dabei führt Seume in einer Zeit, in der die Religionskritik der Aufklärung in den Debatten der deutschen Intellektuellen ihre Dominanz schon verloren hatte, deren Argumentationsmuster beharrlich fort. Aus diesem Grund kritisiert er auch Napoleon, mit dem er vorher sympathisiert hatte, wegen dessen Pakt mit der katholischen Kirche.

In kritischer Distanz befindet sich Seume auch zur Einschätzung des hohen politischen und moralischen Werts von Kunst und ästhetischer Erfahrung, wie sie in der Zeit um 1800 sowohl von den Autoren der Weimarer Klassik, als auch der Frühromantik vertreten worden ist. Dass er dem Reisebericht den Vorzug vor dem Roman gibt, den er als „Milchspeise für Kinder“ bezeichnet, ist in dieser skeptischen Haltung gegenüber den grundlegenden Annahmen der ‚Kunstperiode‘ begründet. So heißt es schon in einem Gedicht anlässlich von

Schillers Tod, das er in seinen zweiten Reisebericht „Mein Sommer 1805“ einfügt:

*„Die Zeit der Dichtung ist vorbei,
Die Wirklichkeit ist angekommen;
Und hat des Lebens schönen Mai
Unwiederbringlich weggenommen.“*

Mit dieser Einstellung weist Seumes Werk auf die Kritik an der ‚Kunstperiode‘ voraus, die dann ab den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts von einer jüngeren Generation formuliert worden ist. In den „Reisebildern“ Heinrich Heines, eines der prominenten Repräsentanten dieser Generation, wird die charakteristische Verbindung von Reisebericht und Zeitkritik wieder aufgenommen und zur Vollendung geführt.

Nach 1806 konnte von Seumes Texten – außer einem Drama mit dem Titel „Miltiades“ – keiner mehr die Zensur passieren. Umso stärker benutzte er die Form des privaten Briefes, um seine Ansichten unverstellt formulieren zu können. Da seit 2002 eine erste zuverlässige und gründlich kommentierte Ausgabe aller auffindbaren Briefe vorliegt, kann seither auch dieser wichtige Teil seines Gesamtwerks seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt werden.

Was Seume an die Stadt Leipzig als seinen „Tabernakel“ gebunden hat, das waren nach seinem eigenen Bekenntnis in einem Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim aus dem Jahr 1802 vertraute Freunde, allen voran Christian Felix Weiße und Veit Hans Schnorr von Carolsfeld. Die Gründe für seine Distanz zur Universität Leipzig deutet vielleicht der Berliner Publizist Garlieb Merkels an, der von einem Besuch bei Seume in Leipzig aus dem Jahr 1796 berichtet:

„Anfangs zeigte er mir mit einem gewissen patriotischen Stolz eine Menge ausgezeichnete Männer und merkwürdiger Dinge; aber ich fing bald an ihn mit diesen großen Gelehrten, von denen es sich bei näherer Nachfrage ergab, dass sie das Reich des Wissens mit keinem einzigen großen oder neuen Gedanken bereichert hatten, diesen talentvollen Köpfen, die so allerliebste Almanachsliederchen, Erzählungen und Moderomanzen geschrieben haben, [...] endlich zu necken.“

Es trifft sich gut, dass im Jubiläumsjahr 2010 diese Distanz etwas verringert wird, da die Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft in Zusammenarbeit mit dem Institut für Germanistik vom 3. bis 5. Juni 2010 eine Tagung zu Leben, Werk

und Wirkung Seumes ausgerichtet, die sich insbesondere mit der Beziehung zu seiner Heimatstadt am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts befassen wird.

Ludwig Stockinger

Literatur:

Drews, Jörg (Hrsg.): In Polen, Palermo und St. Petersburg. Vorträge der Colloquien zu Johann Gottfried Seume in Grimma, Riga und Tartu 2003 und 2005. Bielefeld 2008.

Seume, Johann Gottfried: Werke in zwei Bänden (hrsg von Jörg Drews unter Mitarbeit von Sabine Kyora). Frankfurt am Main 1993.

Seume, Johann Gottfried: Briefe (hrsg. von Jörg Drews und Dirk Sangmeister). Frankfurt am Main 2002.

Zänker, Eberhard: Johann Gottfried Seume. Eine Biographie. Leipzig 2005.

Institut für Afrikanistik

Zum 50. Jahrestag der Gründung am 13. Oktober 2010



Als am 13. Oktober 1960 ein „Afrika-Institut“ an der Karl-Marx-Universität gegründet wurde, griff man dabei eine Tradition wieder auf, die lange zurückreichte. Der Orientalist Hans Stumme hatte Ende des 19. Jahrhunderts seine Forschungen auf die berberischen Sprachen Nordafrikas und später auch auf andere afrikanische Sprachen ausgeweitet. Sein Nachfolger August Klingenberg leitete von 1930 bis 1936 sogar ein eigenes „Institut für Afrikanische Sprachen“.

Zudem hatte Afrika von 1919 bis 1928 einen hohen Stellenwert am Seminar für Kolonialgeographie unter Hans Meyer und von 1901 bis 1926 am Seminar für Völkerkunde unter Karl Weule. Mit der Berufung Klingenshebens nach Hamburg im Jahre 1936 verlor Afrika jedoch größtenteils seine Bedeutung an der Leipziger Universität.

Erst zwei Jahrzehnte später, als im Jahre 1957 zum ersten Mal eine europäische Kolonie in Westafrika seine Unabhängigkeit gewann und das bevorstehende Ende der Kolonialherrschaft in Afrika sich abzeichnete, entschied sich das Institut für Ethnologie und Vergleichende Rechtssoziologie, den neuen Inhaber des Lehrstuhls für Afrikanische Sprachen in Berlin, Ernst Dammann, zu bitten, auch in Leipzig sprachwissenschaftliche Lehrveranstaltungen („Suaheli“, „Nama“, „Afrikanische Sprachen“, „Afrikanische Volksdichtung“, „Übungen in der Aufnahme afrikanischer Sprachen“) zu halten. Ein zweiter Anstoß kam aus einer völlig anderen Richtung: Der Historiker Walter Markov, der mit mehreren Mitarbeitern an der Erstellung eines „Handbuchs der kolonialen Ausbeutung“ arbeitete, hielt schon 1955 eine Vorlesung zur „Geschichte der Eroberung und Ausbeutung Afrikas“ und bemühte sich danach, Afrikastudien neben anderen „Regionalwissenschaften“ mit einem deutlichen anti-imperialistischen Fokus an der Universität zu etablieren.

Es war diese zweite Richtung, die bei der Entstehung des Afrika-Instituts die entscheidende Rolle spielte. Schon zum 1. Dezember 1958 entstand innerhalb des Instituts für Orientalistik – aber mit starker Verbindung zur Abteilung „Geschichte der Neuzeit“ am Historischen Institut – eine Abteilung Afrikanistik. Die Begründung dafür bezog sich auf die Aufgabe, „durch Erarbeitung eines wissenschaftlichen marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes der afrikanischen Völker den Befreiungskampf der afrikanischen Patrioten zu unterstützen“. Dabei distanzierte man sich von jenen Formen der Afrikanistik, die es vorher gegeben hatte und die weiterhin an westdeutschen Universitäten ihren Platz hatten: „Die Afrikanistik“, schrieb der Dekan Martin, „ist Ende des vorigen Jahrhunderts in Zusammenhang mit der imperialistischen Aufteilung Afrikas mit ihren Zweigen Völkerkunde und Sprachwissenschaft entstanden und diente objektiv der kolonialen Ausbeutung der afrikanischen Völker.“ Man vermied also den Begriff „Afrikanistik“ und sah sich in einer neuen Tradition auf der Seite der nach Unabhängigkeit und Gerechtigkeit strebenden „Völker“ Afrikas.

Während Dammann 1960 – nicht nur wegen der politisch ungünstigen Situation in Leipzig, sondern auch wegen Angriffe auf seine „reaktionär-bürgerliche“ Auffassungen in Berlin – nach Westdeutschland ging, gelang es vor allem den

anti-imperialistisch orientierten Historikern um Walter Markov, im selben Jahr die Gründung eines Afrika-Instituts zu verwirklichen. Kurt Büttner, der bei Markov mit einer Dissertation über „Die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik in Ostafrika“ promoviert hatte, wurde zunächst kommissarischer Leiter der Abteilung Afrikanistik und dann Leiter des Afrika-Instituts. Obwohl Markov selbst nur einen kleinen Teil seiner breit angelegten historischen Forschungen dem afrikanischen Kontinent widmete, gab es neben Büttner sechs weitere Historiker (Markovs nigerianischer Doktorand Modilim Achufusi, Dr. Achim Gottberg, Siegfried Krebs, Christian Mährdel, Siegfried Wintruff und der aus Westdeutschland eingewanderte Heinrich Loth.), die ausschließlich über Afrika forschten. Die Zielrichtung wurde bereits im April 1959 durch eine im Petersteinweg 8 (der heutigen Mensa-Zweigstelle) gehaltene Konferenz zur „Neueren und neuesten Geschichte Afrikas“ verdeutlicht, an der 200 Personen, darunter auch Vertreter aus Afrika, teilnahmen. Dass die Historiker zunächst eine dominierende Stellung innerhalb des neuen Institutes hatten, erkennt man auch an den Themen der Vorträge, die Leipziger Afrikanisten im August 1960 auf dem Weltorientalistenkongress in Moskau hielten: Staatenbildung in Westafrika, Kolonialgeschichte in Ostafrika, Feudalismus in Westafrika, Sektenbewegung in Südafrika, Staatskapitalismus in Ghana, Rassismus des deutschen Imperialismus/Faschismus.

Man kann sich gut vorstellen, welche hohen Erwartungen im „Afrika-Jahr“ an das Institut geknüpft wurden. Zur Gründung des Afrika-Institutes sprach der Rektor Georg Mayer von einem Beitrag zur Überwindung „der Schande des Kolonialismus“. Ein Plakat aus dem September 1960 mit der Überschrift „Der Riese Afrika reckt seine Glieder“ zeigte neben der kleinen DDR eine Karte des „neuen Afrika“ mit den 16 afrikanischen Staaten, die in dem Jahr unabhängig geworden waren.

Trotz des Weggangs von Dammann erkannte man die Notwendigkeit, die Afrikinguistik im neuen Institut fortzuführen. Da die DDR noch kaum Nachwuchs in diesem Bereich hatte, wurde Siegmund Brauner, der gerade in der Slawistik promoviert hatte, nach Leningrad geschickt, um seine rudimentären Swahili- und Hausa-Kenntnisse zu vervollkommen und mit dem Studium der Sprachen Zulu und Mandingo anzufangen. Er kam 1961 zurück und lehrte dann Swahili und Hausa am Afrika-Institut. Ihm zur Seite standen afrikanische Aspiranten, die Unterricht in ihren Muttersprachen erteilen konnten: Die ersten beiden waren Kasela Bantu aus Tanganyika und Michael Ashiwaju aus Nigeria.

Eine dritte Säule innerhalb des Instituts bildete die Ökonomie. Hier arbeiteten ab 1961 Hans Kramer, Heinz Kroske, Hartmut Schilling und Hans-Joachim Wienhold.

Somit konnte 1962 nach zwei Jahren Vorbereitung die afrikawissenschaftliche Studentenausbildung in drei Bereichen beginnen: Geschichte Afrikas unter der Leitung von Kurt Büttner, Afrikanische Sprachen und Literaturen unter Siegmund Brauner und Ökonomie Afrikas unter Hans Kramer. Im Lehrprogramm für 1962/63 wurde Sprachausbildung sogar in acht afrikanischen Sprachen angekündigt: Swahili, Hausa, Yoruba, Zulu, Mandingo, Ewe, Twi, Kikongo.

Die allgemeine Intention bei der Gründung des Instituts lässt sich aus zeitgenössischen Dokumenten erkennen, etwa aus dem „Perspektivplan“ für die Jahre 1960-1965:

Es ist heute eine eminent wichtige Aufgabe der DDR, mit Afrika friedliche Beziehungen zu unterhalten, die sich auf alle Gebiete sowohl der Wirtschaft und Politik, als auch der Ideologie und der Kultur erstrecken müssen. [...] Daher steht vor der Afrikawissenschaft der DDR die vordringliche Aufgabe, die mit einem Wust zweckbestimmter apologetischer Verfälschungen verdeckte Ware Geschichts- und Kulturleistungen der afrikanischen Völker sichtbar zu machen, wobei an die hervorragenden Forschungsergebnisse der sowjetischen und anderen fortschrittlichen Wissenschaftler angeknüpft werden kann.

Das Institut sollte daher Experten ausbilden, die in gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Positionen die mit Afrika verbundenen Interessen der DDR vertreten würden. Derartige Institutionen waren vor allem das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund, die FDJ, die Medien (z.B. Radio Berlin International) und Übersetzungsbüros (z.B. Intertext Leipzig) oder wissenschaftliche Einrichtungen. Nur zehn Prozent der in den verschiedenen „Regionalwissenschaften“ der Universität ausgebildeten WissenschaftlerInnen waren für den Einsatz in Entwicklungsländern vorgesehen.

Markov, der im März 1961 zum ersten Präsidenten der neu gegründeten Deutsch-afrikanischen Gesellschaft (DAFRIG) gewählt wurde und danach eigene Afrikaerfahrung während eines einjährigen Aufenthaltes als Gastprofessor in Nsukka (Nigeria) sammelte, ersetzte Büttner 1964 als kommissarischer Direktor des Instituts. (Die Beziehungen zwischen beiden Männern waren niemals

besonders gut.) In den folgenden Jahren breitete sich das Institut auf andere Teildisziplinen aus: Kultur und Literaturen, Philosophie / Ideologie, Staat und Recht sowie Soziologie kamen bis 1975 hinzu. Nach der Hochschulreform von 1968 entstand eine Sektion für Afrika- und Nahostwissenschaften. In dieser arbeiteten 1989 etwa dreißig Afrika-Wissenschaftler und -Wissenschaftlerinnen – eine sehr hohe Anzahl vor allem im Vergleich zum heutigen Institut für Afrikanistik, das 1993 gegründet wurde.

Aus heutiger Perspektive markierte die Gründung des Afrika-Institutes im Jahre 1960 einen Meilenstein für die Afrikawissenschaften in Deutschland. Während an westdeutschen Universitäten die Afrikanistik bis in die 1990er Jahre weitgehend mit Afrikalinguistik gleichbedeutend blieb, entschied man sich in Leipzig (und, unter anderem Vorzeichen, in Berlin) für einen vom Marxismus-Leninismus geprägten, vor allem aber multidisziplinären Ansatz, in dem Bereiche wie Geschichte, Ökonomie, Literatur oder Soziologie mit der Linguistik gleichberechtigt nebeneinander standen. Auch wenn dieser multidisziplinäre Ansatz nur teilweise in Lehre und Forschung wirklich zum Tragen kam – schließlich blieben die meisten AbsolventInnen und DozentInnen auch in Leipzig in erster Linie AfrikasozioLogInnen, AfrikalinguistInnen, AfrikahistorikerInnen usw. – wurde der Grundsatz zumindest angedeutet, dass die im 19. Jahrhundert aufgebauten Mauern zwischen den systematischen Disziplinen nicht immer förderlich für das Verstehen einer fremden Kultur sind.

Adam Jones

Literatur:

Autorenkollektiv (unter Leitung von Siegmund Brauner): Karl-Marx-Universität Leipzig – Schwerpunkt afrikawissenschaftliche Lehre und Forschung, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl Marx-Universität, Gesellschaftswissenschaftliche Reihe 34. Leipzig 1985, 530-548.

Brahm, Felix (Hrsg.): Geschichte der Afrikanistik in Leipzig. Beiträge eines Projektseminars. University of Leipzig Papers on Africa, History and Culture, Bd. 14. (Im Druck.)

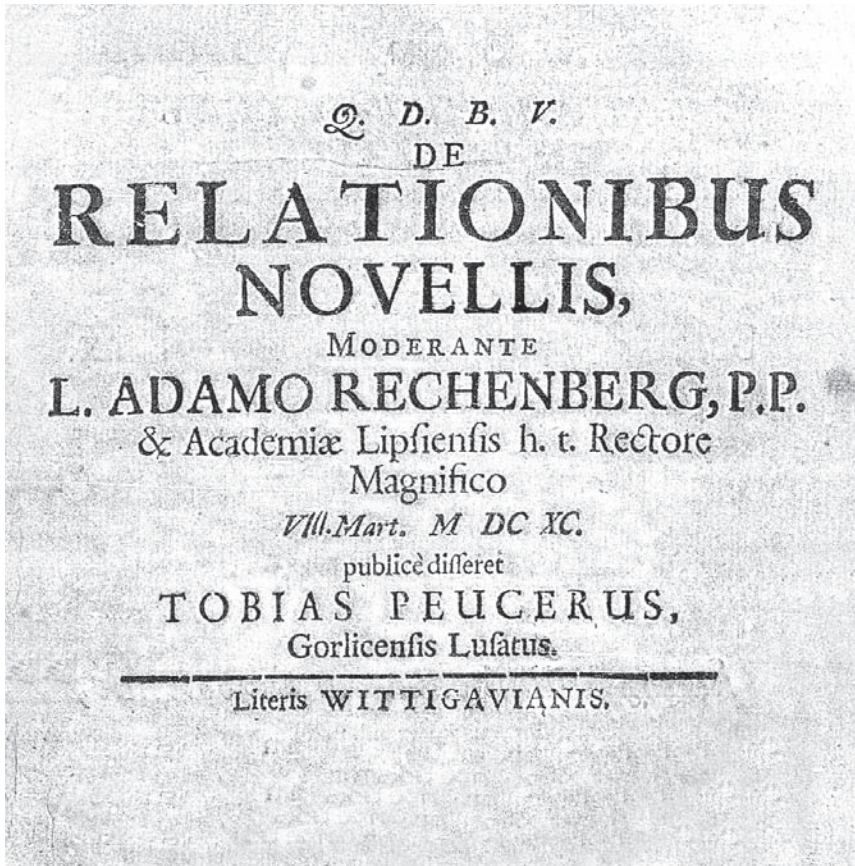
Jones, Adam: Afrikanistik. In: Ulrich von Hehl et al. (Hrsg): Geschichte der Universität Leipzig 1409-2009, Bd. 4. Leipzig 2009, 295-324.

Geider, Thomas: Afrikanische Sprachen und Literaturen an der Universität Leipzig. In: Deimel, Claus/Lentz, Sebastian/Streck, Bernhard (Hrsg.): Auf der Suche nach Vielfalt. Ethnographie und Geographie in Leipzig. Leipzig 2009, 193-205.

Van der Heyden, Ulrich: Die Afrikawissenschaften in der DDR. Eine akademische Disziplin zwischen Exotik und Exempel. Eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung. Münster 1999.

Die weltweit erste Dissertation über Zeitungen

Zum 320. Jahrestag der Verteidigung von
Tobias Peucers ›De relationibus novellis‹



1690 verteidigte Tobias Peucer in der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig seine Dissertation ›De relationibus novellis‹. Sie gilt weltweit als die erste Dissertation über Zeitungen. Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts erfährt sie eine bemerkenswerte internationale Aufmerksamkeit in der Kommunikationswissenschaft: Der Titel der 1980 gegründeten südafrikanischen Fachzeitschrift ›Ecquid Novi‹ (›Gibt es etwas Neues?‹) ist ein Zitat aus dieser Dissertation. Bereits 1752 war sie in Schweden zitiert worden.

Eine wichtige Voraussetzung für die heutige Rezeption von ›De relationibus novellis‹ bildete natürlich ihre Übersetzung in moderne Sprachen. Nachdem Werner Storz mit seiner ebenfalls an der Universität Leipzig geschriebenen Dissertation über ›Die Anfänge der Zeitungskunde‹ Peucers Arbeit 1931 sowie weitere, lang verschüttete fachliche Quellen geborgen hatte, wurde ›De relationibus novellis‹ 1944 von dem Wiener Althilologen Josef Pavlu ins Deutsche übersetzt und von dem Zeitungswissenschaftler Karl Kurth in einer Sammlung von zeitungskundlichen Frühschriften ediert. In dieser Rezeptionsphase lag das Interesse vornehmlich darin, mit ›De relationibus novellis‹ einen Beleg für die Anciennität der noch sichtlich um akademische Akzeptanz bemühten Zeitungskunde vorweisen zu können.

Unter dem Einfluss der in der Germanistik vorangetriebenen Barockforschung einerseits und des wegweisenden Buches von Jürgen Habermas über den ›Strukturwandel der Öffentlichkeit‹ andererseits verlagerte sich dann in den 1970er Jahren das Interesse an Peucers Dissertation. Prägnanter als zuvor wurde sie nun als bedeutsames Dokument der in der Frühaufklärung aufkommenden Zeitungsdebatte, -pädagogik und Nachrichtenkritik verstanden und diese wiederum als wichtige Strukturelemente der entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit. In diesem Zusammenhang stand auch die Studie des Leipziger Journalistikwissenschaftlers Heinz Halbach über die ›Vorläufer der bürgerlichen deutschen Pressewissenschaft‹ (1984), die außerdem verschiedene historische Fehler in früheren Darstellungen über ›De relationibus novellis‹ korrigierte. Auf die in Peucers Dissertation enthaltene Frühform von nachrichtentheoretischen Überlegungen machte in den 1980er Jahren der Mainzer Publizistikwissenschaftler Jürgen Wilke aufmerksam. Er eröffnete damit eine neue Rezeptionsdimension, die in ›De relationibus novellis‹ eine aufschlussreiche historische Wurzel moderner kommunikationswissenschaftlicher Theorien erkennt und dabei auch Peucers Ausführungen über die Unterhaltung in den Blick nimmt. Die Richtung weitete sich in den angelsächsischen Sprachraum aus, nachdem Louis F. van Ryneveld, Latein-Dozent an der University of the Free State, South Africa, Peucers Dissertation 1999 ins Englische übersetzt hatte.

Über Peucer selbst wissen wir freilich wenig. Er stammte aus Görlitz; die Peucers waren ein in der Lausitz ansässiges Geschlecht. Tobias, zu dessen Familie ein namhafter Mediziner gehörte, studierte Medizin in Leipzig und verteidigte in diesem Fach 1687 seine erste Dissertation ›De genorrhoea‹. Er sei »gepflegt an Charakter und Wissen« und habe eifrig die Wissenschaft der Medizin betrieben. Bevor er »eine Probe seines Könnens [...] öffentlich sehen ließe«, wollte er aber »die Neuen Zeitungen beschreiben«, notierte der Vorsitzende bei der Dissertation,

die Peucer über die Zeitungsberichte am 8. März 1690 öffentlich verteidigte. Referent war Adam Rechenberg, der seit 1680 ein Ordinariat für Geschichte sowie für griechische und lateinische Sprache und seit 1699 eine Theologie-Professur inne hatte; 1681/82 und 1689/90 war er Rector Magnificus unserer Universität. Ob Peucer sich nach seiner zweiten Dissertation wieder der Medizin zuwandte oder an eine umfassende Geschichte der Zeitungen setzte, wie einer seiner Gratulanten 1690 andeutete, ist unbekannt; ein entsprechendes Werk von ihm wurde bislang nicht nachgewiesen.

Seit mit dem Straßburger ›Aviso‹ 1605 die erste regelmäßig veröffentlichte Zeitung das Licht der Welt erblickte, waren in Deutschland, forciert durch den 30-jährigen Krieg, zahlreiche neue Zeitungen erschienen; schon 1650 kam mit den ›Einkommenden Zeitungen‹ in Leipzig die erste Tageszeitung der Welt heraus. Es war mithin ein damals aktuelles publizistisches Thema, mit dem sich Peucer auseinandersetzte, und es war zugleich ein politisch, gesellschaftlich und ethisch umstrittenes Problem, wie einige seit Mitte der 1670er Jahre erschienene Schriften zeigten, deren Autoren mit zum Teil scharfen Argumenten sowohl über die Schädlichkeit als auch über den Nutzen der neuen Nachrichtenmittel und ihre Folgen debattierten.

Die gedruckte Fassung von ›De relationibus novellis‹ ist ziemlich schmal; die südafrikanischen Kommunikationswissenschaftler Roy A. Atwood und Arnold S. de Beer haben ausgezählt, dass die Schrift mit ihren 29 Paragraphen nur rund 6.000 Wörter umfasst. Gleichwohl thematisierte Peucer durchaus zentrale Fragen, die, wie bereits erwähnt, auch die heutige kommunikationswissenschaftliche Forschung beschäftigen. Genannt sei die Glaubwürdigkeit von Zeitungsberichten, die Peucer an der Nachrichtenquelle, den Eigenschaften des Zeitungsschreibers und an Merkmalen der Zeitungsberichte selbst festmachte, aber auch an dem, was wir heute als das Image einer Zeitung bezeichnen würden. Ferner deutete Peucer einen mehrstufigen Prozess der Verbreitung von Nachrichten und dabei die Verknüpfung von personaler mit medialer Kommunikation an. Er kategorisierte den Nachrichtenstoff und forderte, dass die Ereignisse überprüft und die Berichte über sie gesichert sein müssen, bevor man diese veröffentlichte. Darüber hinaus befasste er sich mit dem Stil und Aufbau von Nachrichten. Dafür empfahl er, solche Elemente strikt zu beachten, die mit den klassischen »W«-Fragen (Wer? Was? Warum? Wie? Wo? Wann?) des heutigen Journalismus korrespondieren. Deshalb sehen Kommunikationswissenschaftler wie Wilke, Atwood oder de Beer in ›De relationibus novellis‹ eine frühe Wurzel der akademischen Nachrichtenforschung.

Die Gründe für die Entstehung der Zeitung sah Peucer einerseits in der »menschlichen Neugierde« und andererseits in der »Gewinnsucht sowohl der Leute, die solche Neuigkeiten sammeln, wie auch der, die sie verkaufen«. Das Verlangen nach Neuigkeiten, schrieb er, sei so groß, »dass die Bürger, sooft sie an Ecken und öffentlichen Straßen zusammentreffen, fragen: ›Gibt es etwas Neues?‹ Um diese Neugierde der Menschen zufrieden stellen zu können, wurden allenthalben neue Berichte in verschiedenen Sprachen gedruckt. Wer sie liest, kann vielleicht den Durst von Unterhaltungspartnern nach Neuigkeiten einigermaßen stillen.« Darüber hinaus sah Peucer den genuine Zweck von Zeitungen auch idealistischer darin, dass sie das Wissensbedürfnis des Menschen und seine Suche nach Orientierung befriedigen. Er fuhr fort: »Diesem Zweck haben wir noch den Nutzen und die Unterhaltung hinzugefügt, die diesen Zweck zu begleiten pflegen.« Denn, so argumentierte er, er werde wohl nicht fehlgehen, wenn er Nutzen und Unterhaltung »gewissermaßen als die Ergebnisse oder Folgen des [...] genannten Zwecks« verstehe.

Nutzen biete die Zeitung, indem sie geographisches, genealogisches, historisches und politisches Wissen vermittele und durch »unablässige Wiederholung« derlei Kenntnisse der »interessierten« Menschen festige. Mit diesen Überlegungen stützte sich Peucer auf die Argumente seiner wichtigsten Literaturquelle, der Schrift ›Schediasma curiosum de lectione novellarum‹, die Christian Weise, Professor der Politik, Beredsamkeit und Poesie am herzoglichen Augusteum in Weißenfels 1685 veröffentlicht hatte. Dagegen waren Peucers Ausführungen über die Unterhaltung als Aspekt sowohl der Zeitung als auch ihrer Lektüre neu in der damaligen zeitungstheoretischen Literatur.

Ob man nun den von Peucer verwendeten Begriff ›jucunditas‹ als Unterhaltung versteht oder exakter als Annehmlichkeit oder Ergötzlichkeit, sei dahin gestellt. Wichtiger ist, dass Peucer unter Unterhaltung bereits eine Erlebnisweise des Zeitungslesers verstand und ferner davon ausging, dass diese Erlebnisweise nicht unbedingt von einem absichtsvoll unterhaltenden Stimulus des Zeitungsschreibers abhängt. Vielmehr eröffnete Peucer eine modern erscheinende, auf das Individuum bezogene Perspektive der Folgen des neuen gedruckten Mediums am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Diese kommunikationswissenschaftlich bedeutsame Sicht eines durchaus ambivalent gedachten Unterhaltungserlebens illustrierte er mit folgendem Zitat aus Ciceros ›Epistolae ad familiares‹ (5. Buch, 12. Brief): »Es ist nicht Besseres zur Unterhaltung geeignet als der Wankelmuth der Zeiten und die Wechselfälle des Glückes, die, wenn sie auch für unsere Erfahrung nicht wünschenswert sind, dennoch beim Lesen angenehm sein werden. Denn die sorgenfreie Erinnerung an überstandenen Schmerz ergötzt; für die übrigen aber,

die keine Unannehmlichkeiten am eigenen Leib erfahren haben, sondern fremdes Missgeschick ohne irgendeinen Schmerz betrachten, ist sogar das Mitleid selbst angenehm. – Ja, die Reihe der Jahreschroniken hält uns schon durch die bloße Aufzählung der Tagesereignisse in ihrem Bann. Aber oft erregen ausgezeichnete Männer, wenn sie in Gefahr sind, sowie ihre wechselvollen Schicksale Bewunderung, Erwartung, Freude, Ärger, Hoffnung und Furcht: wenn diese aber durch ein denkwürdiges Ende einen Abschluss finden, dann wird das Herz mit Freude über die so unterhaltende Lektüre erfüllt.«

Auch in den nach Peucers Verteidigung folgenden Jahren bildeten Zeitungen gelegentlich den Gegenstand von Dissertationen, darunter die 1695 von Andreas Hofmann gleichfalls in der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig verteidigte Dissertation ›De novellis earumque cum fructu legendarum requisitis potioribus‹. Hofmann stützte sich stark auf Peucer, entwickelte jedoch keine Überlegungen, die dessen scharfsichtigen Gedanken vergleichbar waren.

Arnulf Kutsch

Literatur:

Atwood, Roy A./de Beer, Arnold S.: The roots of academic news research. Tobias Peucer's ›De relationibus novellis‹ (1690). In: Journalism Studies, 2. Jg. 2001, Nr. 4, 485-469.

de Beer, Arnold S./van Ryneveld, Louis F./Schreiner, Wadim N.: Leipzig: From Tobias Peucer's De relationibus novellis to Ecquid Novi (2000). In: Ecquid Novi. African Journalism Studies, 21. Jg. 2000, Nr. 1, 6-61 (29-40 lat. Text; 41-60 engl. Text).

Berns, Jörg Jochen: Zeitung und Historia. Die historiographischen Konzepte der Zeitungstheoretiker des 17. Jahrhunderts. In: Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur, 12. Jg. 1983, 87-110.

Halbach, Heinz: Vorläufer der bürgerlichen deutschen Pressewissenschaft. Ein Beitrag zur Theoriegeschichte des Journalismus. In: Theorie und Praxis des sozialistischen Journalismus, 12. Jg. 1984, Nr. 4, 228-236.

Kurth, Karl: Eine schwedische Dissertation in lateinischer Sprache über das Zeitungswesen aus dem Jahre 1752. In: Zeitungswissenschaft, 17. Jg. 1942, Nr. 11/12, 609-616.

Kurth, Karl (Hrsg.): Die ältesten Schriften für und wider die Zeitung. Brünn, München u. Wien 1944, 87-112 (dt. Text) u. 163-184 (lat. Text).

Storz, Werner: Die Anfänge der Zeitungskunde. Die deutsche Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts über die gedruckten, periodischen Zeitungen. Halle (Saale) 1931.

Timmermann, Ina: »vernünftig raisonniren lernen«. Politische Meinungsbildung und -äußerung im Vorfeld »bürgerlicher Öffentlichkeit« am Beispiel »zeitungstheoretischer Schriften« des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Arnulf Kutsch/Stefanie Averbeck (Hrsg.): Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft, Bd 3. Bremen 2002, 33-72.

Wilke, Jürgen: »De relationibus novellis«. Vor 300 Jahren entstand die erste Dissertation über die Zeitungen. In: Publizistik, 35. Jg. 1990, Nr. 4, 485-486.

Karl Theodor Körner

200. Jubiläum des Leipziger Studiums



Was die Aufnahme in dieses Bändchen veranlasst, das 200. Jubiläum des Leipziger Studiums des Dichters Karl Theodor Körner (1791-1813), ist schnell erzählt, betrifft es doch nur eine kurze, unergiebigste Etappe seines ohnehin nur kurzen Lebens. Im Rückblick wird er gut zwei Jahre später, inzwischen wohlbestallter k. k. Hoftheaterdichter in Wien, sagen, in Leipzig sei er „ein roher, wilder Bursche“ gewesen und habe sich „in seichter Gesellschaft von Studenten herumgeschlagen“.

Mit der Gitarre auf dem Rücken und einem eigenen Gedichtband („Knospen“) in der Tasche traf Körner Anfang August 1810 in Leipzig ein. Da hatte er schon ernsthafte naturwissenschaftliche Studien über zwei Jahre hinweg an der Bergakademie Freiberg absolviert und auch die praktische Seite des Bergmannsberufs mit der Arbeit unter Tage kennengelernt. An der Pleiße sollte er sich ursprünglich der Rechtswissenschaft zuwenden, besuchte dann aber einige Vorlesungen zu Geschichte und Philosophie, schienen sie ihm doch für die Ausbildung zum Dichter, zu dem er sich nunmehr bestimmt sah, am besten geeignet. Aber nach reichlich einem Semester verließ er Leipzig schon wieder, genauer schlich er in aller Herrgottsfrühe des 23. März 1811 aus der Stadt, um der Strafe des Universitätsgerichts zu entgehen.

Was war geschehen? Der junge Körner, im Vaterhause von klein auf mit Poesie (vornehmlich den Balladen des befreundeten Schiller), Kunst und Musik vertraut und selbst mit beachtlichen Talentproben auf dem Klavier und anderen Instrumenten, im Gesang, Zeichnen und Verseschmieden hervorgetreten, hatte es aber auch in sportlich-männlicher Ertüchtigung recht weit gebracht und galt als guter Schwimmer, Reiter und Fechter. Letzteres glaubte er in Leipzig nachdrücklich unter Beweis stellen zu müssen. Schließlich ging es um das hohe Gut der studentischen Ehre. Als Mitglied und bald einer ihrer Wortführer der Landsmannschaft Thuringia geriet er in die Händel mit der kleinen, aber feinen Partei der adligen Studenten, die in Professorenkreisen dominierten. Tonangebend wollten aber auch die Thüringer sein und ihre Normen eines geordneten studentischen Lebens von den anderen anerkannt wissen. In Kollegien, Kaffeehäusern und auf der Straße kam es zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen den Landsmannschaften der Thüringer, Lausitzer, Meißner und Schlesier auf der einen und der „Schwefelbande“, wie die adlige Clique von ihren Kontrahenten genannt wurde, auf der anderen Seite. Körner als einer der – zumindest verbalen – Eiferer wurde mehrfach vom Universitätsgericht verhört, das ihm schließlich einen Stadtarrest ankündigte, und der eingeschaltete Hohe Kirchenrat in Dresden belegte ihn gar wegen des Verdachts der Aufforderung zum Duell mit einer achttägigen Karzerstrafe. Was Körner nicht hinderte, sich in dieser Zeit, im März 1811, erneut auf ein Duell einzulassen. Er wurde an der Stirn verletzt und musste das Bett hüten. Als der Pedell mit der Aufforderung erschien, er habe zur Entgegennahme des Urteils vor dem Konzil zu erscheinen, lehnte das Körner mit der Behauptung ab, er habe sich beim Sturz von der Treppe verletzt. Doch der Rektor, dem der wirkliche Hergang hinterbracht worden war, setzte nunmehr den Universitätsphysicus Clarus und den Universitätschirurgen Gerlach in Gang, um Körners Gesundheitszustand zu überprüfen. Sie konnten Körner nicht antreffen, denn der gab gerade einem relegierten Studienfreund

das Ehrengelicht aus der Stadt. Von Freunden gewarnt, kehrte Körner nicht in seine Wohnung zurück, versteckte sich in der Stadt und verließ sie schließlich heimlich, allein „den treuen Schläger und die Laute“ mit sich nehmend. Zweimal wurde Körner durch Anschlag am Schwarzen Brett noch öffentlich „citiert“ – ohne Erfolg. So wurde am 19. Juni 1811 die Relegation ausgesprochen; das in Latein abgefasste Relegationspatent blieb bis zum April 1812 angeschlagen; es ist heute im Universitätsarchiv einzusehen.

In Berlin, an seinem dritten Studienort, hörte er Vorlesungen bei Fichte und Schleiermacher, bereicherte Zelters Singakademie mit seinem eindrucksvollen Bass und nahm an den Turnveranstaltungen bei Friedrich Ludwig Jahn und Karl Friedrich Friesen teil. Aber auch in Berlin war seines Bleibens nicht lange. Gemäß einer Konvention, nach der die an einer Universität ausgesprochene Relegation auch andernorts Gültigkeit besaß, schloss der Senat der Berliner Universität Körner aus der Studentenschaft aus. Der war krankheitsbedingt ohnehin schon im Mai 1811 in seine Heimatstadt Dresden abgereist und hatte sich danach zur Genesung nach Karlsbad begeben. Vater Gottfried Körner bestimmte als nächsten Studienort Wien, das zum einen besagter Konvention nicht angehörte und in dem er zum anderen auf einen günstigen Einfluss seiner Freunde Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel hoffen durfte. Das zunächst auch ins Auge gefasste Heidelberg hätte nach Ansicht des Vaters wieder zu viele studentische Verlockungen geboten. Nach seinem Plan, ging es ihm doch immer um ein solides Bildungsfundament für seinen Sohn, sollte auf Wien Breslau oder Göttingen folgen. In einem Brief an den verwandten Professor Albrecht Weber in Berlin benennt er den wunden Punkt: „Es fragt sich nun, wie der herrschende Ton unter den Studenten ist. Mein Sohn ist kein Renommist, aber geneigt, sich das Burschenleben zu idealisieren, und mag gern unter denen, die den Ton angeben, eine Rolle spielen.“ Auch an ein „Praktikum“ bei Goethe in Weimar, der schon seine Zustimmung dazu gegeben hatte, war gedacht worden.

Aber es kam anders. Das lag an Wien, der Welt des Theaters und den politischen Zeitläuften.

Seit Ende August 1811 in der alten Residenzstadt, genoss er bald Abend für Abend, was die Musik- und Theatermetropole zu bieten hatte – und erweckte in sich selbst eine produktive Leidenschaft zur dramatischen Kunst. Binnen weniger Monate entstanden aus seiner Feder mehrere kleine Lustspiele, als erste „Die Braut“ und „Der grüne Domino“, die auch gleich bei ihrer Aufführung im Burgtheater zu einem großen Publikumserfolg wurden. Doch unter dem Einfluss der Kunstwächter Schlegel und Humboldt und nicht zuletzt der sittenstrengen

Schauspielerin Antonie Adamberger, seiner späteren Braut, wandte sich Körner ernsteren Themen zu. Es entstanden die Dramen „Toni“ und „Sühne“, die auch die Anerkennung Goethes fanden. Sie zeugten „von einem entschiedenen Talente, das, aus einer Jugendfülle, mit Leichtigkeit und Freiheit, sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt“, schrieb der Meister an den Vater. Diese und weitere Stücke Körners wurden in Weimar aufgeführt, sie kamen dem Theaterverantwortlichen ganz zu passe, „denn wir waren im Begriff auf den Sandbänken der neuesten dramatischen Literatur zu stranden...“. Ein paar Monate später, Ende August 1812, klingt es fast schon wie ein Hilferuf des Geheimrates, wenn er an Humboldt in Wien schreibt: „Körners grüßen Sie mir zum schönsten. Wenn der junge Mann wieder etwas fertig hat, bitte ich mir das gleich zu schicken. Ein größeres Stück zum 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, wäre mir diesmal sehr willkommen.“

Da hatte der „junge Mann“ in Wien schon seinen „Zriny“ zu Papier gebracht, mit dem er sich und der Welt beweisen wollte, dass er neben dem komischen auch das tragische Fach beherrscht, an die Seite seiner Lustspiele auch ein großes historisches Drama zu stellen vermag, das der Zeit entsprechend – ganz Europa litt unter der napoleonischen Eroberungspolitik – einen starken vaterländisch-patriotischen Akzent besaß. Körner fand das „große Thema“ im Verzweiflungskampf des ungarischen Grafen Nikolas Zriny, der 1566 mit seiner Truppe eine Festung heldenhaft und opferbereit gegen eine türkische Übermacht verteidigte. Die Wiener hatten die aktuelle politische Stoßrichtung verstanden, zur mehrfach verschobenen Premiere (der Text hatte ein halbes Jahr bei Metternich „gelegen“) am 30. Dezember 1812 wurde auch der Dichter auf die Bühne gerufen und enthusiastisch gefeiert.

Es entsprach Körners ganz vom deutschen Idealismus geprägten Welt- und Menschenbild, nicht bei bloßer Begeisterung stehen zu bleiben, sondern sich selbst mit ganzer Kraft für die höchsten und edelsten Ziele einzusetzen. Diese verband der 20-Jährige mit einem freien und geeinten deutschen Vaterland. Hatte er schon zu Beginn seiner Wiener Zeit an den Vater geschrieben, sein Zukunftsplan, die Poesie zu seinem Beruf zu machen, „könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich ... meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müsste. Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen ... Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt; aber es giebt nichts Besseres als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste erkennt.“ Gut ein Jahr später, im März 1813, Körner war inzwischen von Theatererfolg zu Theatererfolg geeilt und zum k. k. Theaterdichter mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden ernannt worden, wird

die Ankündigung zur Tat. In einem später viel zitierten Brief begründet er es: „Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen.“ Kein Opfer sei zu groß „für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit ... Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern?“

Am 19. März 1813 trat Theodor Körner in Breslau dem Lützowschen Freikorps bei, das im Rücken der französischen Truppen operierte. Zwischen den Streifzügen und Gefechten entstanden seine Kriegslieder, die wie seine früheren Gedichte und Dramen im Schillerschen Tonfall geschrieben sind, sie aber in künstlerischer Qualität und Wirkung zweifellos übertreffen. Bald sang die ganze Schar diese Lieder, die der Vater später unter dem Titel „Leier und Schwert“ veröffentlichte und von denen einige, voran die von Carl Maria von Weber vertonten, seinerzeit zu Volksliedern wurden. Einzelne Verszeilen wie „Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd“, „Du Schwert an meiner Linken“, „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!“, „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen“ oder „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ sind wohl auch heute noch, wenigstens bei der älteren Generation, für die Körners Lieder noch Unterrichtsstoff waren, im Gedächtnis vorhanden.

Im Juni 1813 bei Kitzen bereits schwer verwundet, wurde der gewählte (!) Leutnant und Adjutant Körner kurz nach seiner Rückkehr in die Lützowsche Freischar „am 26. August 1813 durch eine feindliche Kugel bei einem Gefecht zwischen Schwerin und Gadebusch getötet“, wie es, in Eisen gegossen, an seiner Grabstätte bei dem Dorfe Wöbbelin zu lesen ist.

Ins Auge fällt, dass Körner sein idealisches Streben fast immer an Opferbereitschaft, Blutzoll und Tod knüpft. Dies ist die selbstzerstörerische Kraft, die Nachtseite seines glühenden, kämpferischen Idealismus, der daher bei der heutigen Jugend, die in andere historische Zusammenhänge gestellt ist, keinen Anklang mehr findet. Vaterland? Volk? Dem Zeitgeist wurden sie zu fragwürdigen Begriffen, aus dem Vaterland wurde der Sozialstaat und aus dem Volk die Bevölkerung. Was nicht hindert, dem einst gefeierten Dichter der Befreiungskriege mit historischem Bewusstsein entgegen zu treten und ihm eine angemessene Be-Achtung zu schenken.

Volker Schulte

Literatur:

Theodor Körners sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit einer Charakteristik Körners von Eugen Wildenow. Max Hesse's Verlag, Leipzig.

Theodor Körner Werke. Mit einem Vorwort von Hans Marquardt. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig 1959.

Zarncke, Friedrich: Kleine Schriften, Band 2: Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte. Theodor Körner's Relegation aus Leipzig. Eduard Avenarius, Leipzig 1898.

Briefe der Familie Körner. Hrsg. von Albrecht Weber. In: Deutsche Rundschau, hrsg. von Julius Rodenberg, Band 16. Berlin 1878.

Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe in 4 Bänden, Band III. Christian Wegner Verlag. Hamburg 1965.

Karl Lamprecht

Versuche zur Universitätsreform im Rektoratsjahr 1910



Karl Lamprecht (1856-1915) wurde 1891 auf den Lehrstuhl für mittelalterliche und neuere Geschichte in Leipzig berufen und sollte sich als Historiker bald einen bekannten Namen erarbeiten. Im Gegensatz zu dem damals führenden Geschichtswissenschaftler Leopold von Ranke (1795-1886) betonte Lamprecht einen völlig andersartigen Untersuchungsansatz in der Geschichtswissenschaft. Seiner Ansicht nach war die Geschichte von wirtschaftlichen Faktoren, von Gruppen und ihren Interessen geprägt.

Aus seinen kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Auffassungen entwickelte sich in den 1890er Jahren der sogenannte Methodenstreit in der Geschichtswissenschaft. Die langjährige Auseinandersetzung mit Fachkollegen entzündete sich an den Lamprechtschen Fragen nach Regeln und Gesetzmäßigkeiten in der menschlichen Entwicklung, analog etwa zu den Naturgesetzen. In Deutschland isoliert, beflügelten seine Überlegungen später die Entwicklung der französischen Sozialgeschichtsschreibung. Als Folge der heftigen Angriffe auf seine Publikationen wandte sich Lamprecht ab 1900, unter dem Einfluß von Wilhelm Wundt (1832-1920), der Völkerpsychologie zu und entwickelte die Theorie aufeinanderfolgender „Kulturzeitalter“ der Menschheit.

Lamprecht bemühte sich ebenso engagiert um die Verbesserung des Leipziger Hochschulbetriebes. Denn die Kehrseiten einer zu großen Universität hatte er wiederholt erfahren müssen. Nach dem 1897 erfolgten Umbau der Hauptgebäude am Augustusplatz waren großzügige Hörsäle, Seminarräume, museale und Verwaltungsbereiche entstanden, die allein wegen der kurzen Wege für Wissenschaftler und Studenten ein idealer Arbeitsplatz waren. Zentral gelegen und repräsentativ ausgestattet, symbolisierten diese Universitätsgebäude Wert und Funktion der Wissenschaften für das Individuum, die Kommune und das Land. Doch trotz der großzügigen Bauplanungen erwiesen sich die Lehrkapazitäten für die Philosophische Fakultät bald als unzulänglich. Die Zuweisung von Räumen im Hauptgebäude, wie die Nutzung der begehrtesten Hörsäle in den beliebtesten Zeiten, sorgte für anhaltende Debatten zwischen den Ordinarien. Insbesondere der Geograph Friedrich Ratzel (1844-1904), der Psychologe Wilhelm Wundt und eben Karl Lamprecht hatten einen enormen Zulauf, mit der Zahl ihrer Hörer füllten sie immer wieder die größten Hörsäle bis zum letzten Platz.

Lamprecht monierte erstmals schriftlich im November 1907 den fehlenden Platz für seine Hörer. Als Alternative verlangte er, für seine vier wöchentlichen Abendveranstaltungen im Semester den Saal des Städtischen Kaufhauses anzumieten oder ihm die Aula zur Verfügung zu stellen. Ein Jahr später schlägt er sogar die Verlegung aller kunstgeschichtlichen Sammlungen vom Augustusplatz in einen Neubau vor, um damit eine Fläche von 1300 Quadratmetern für neue Hörsäle zu gewinnen. Dieser Vorschlag sorgte in der Universität, weit über die Fachgrenzen der Philosophischen Fakultät hinaus, für erhebliches Aufsehen.

Noch ein zweites Ereignis bewegt in jenen Jahren die Gemüter – der unharmonische Rückzug von Wilhelm Ostwald (1853-1932) aus der Fakultät. Nachdem der als Forscher immens erfolgreiche Chemiker bereits seit Jahren mehrere Angestellte aus privaten Mitteln in seinem Institut beschäftigt hatte, bat

er 1903, weitestgehend von seinen Lehrverpflichtungen in der Fakultät entbunden zu werden. Dieses Ansinnen führt zu einer erheblichen Polarisierung und zu scharfen, teilweise sehr persönlich geführten Auseinandersetzungen unter den Ordinarien. Im September 1906 verläßt Ostwald daher im Unfrieden die Fakultät und wird emeritiert – drei Jahre später erhält er den Nobelpreis für Chemie. Fast zeitgleich beginnen in Berlin erste Überlegungen, die besten Forscher regulär vom Lehrbetrieb zu entlasten und ihnen in außeruniversitären Instituten optimale Forschungsbedingungen zu schaffen.

Lamprecht erkennt wohl als einer der ersten Leipziger Hochschullehrer diese Diskrepanz zwischen den überfüllten Lehrveranstaltungen, ansteigenden Prüfungsverpflichtungen und ausufernder Gremienarbeit auf der einen Seite und dem Streben nach herausragenden Forschungsleistungen, staatlichen und wirtschaftlichen Ansprüchen an die Wissenschaftsentwicklung auf der anderen Seite.

Als sich im Sommer 1910 für Lamprecht die Möglichkeit bietet, zum Rektor gewählt zu werden, ergreift er die Gelegenheit. Mit einem guten Stimmenergebnis bei einer hohen Wahlbeteiligung wird er tatsächlich gewählt.

Bereits vor seinem Rektoratsantritt zum 31. Oktober 1910 hatte er sich um einen Termin beim Kultusminister Heinrich Gustav Beck (1857-1933) bemüht. Lamprecht hatte dazu schon ernsthafte und weitreichende Planspiele zu seinen Möglichkeiten im Amt angestellt: „Ein Jahr der Führung an der Spitze einer so großen Institution, wie es jede Universität und besonders die Universität Leipzig ist, bedeutet eine überaus kurze Frist, und nur derjenige, der von vornherein mit klarer Absicht und sicherem Plane ... an die Dinge herangeht, wird den Erfolg an sich fesseln können.“

Um so bitterer musste es ihm erscheinen, dass der Dresdner Minister seinen Hoffnungen und Plänen nicht das nötige Interesse entgegenbrachte und lediglich einen Termin zum gemeinsamen Frühstück vereinbaren ließ. Die protestierende Absage von Lamprecht stimmte wiederum den Minister nachdenklich, der nun doch Zeit für einen dreistündigen Gesprächstermin bot. Nach dem Gespräch in Dresden und der Beseitigung der gegenseitigen Verstimmungen sandte Lamprecht seine gedruckte Rektoratsrede an die Monarchen in Dresden und Berlin, von denen er aber außer den förmlichen Dankschreiben keine weitere Rückäußerung erhielt.

In einer der ersten Beratungen der akademischen Verwaltungsdeputation (die für die Verwendung universitätseigener Immobilien und Vermögenswerte zuständig war) stellt der Rektor Lamprecht seine Veränderungspläne vor. Im Dezember 1910 entwickelt Lamprecht vor den Kollegen die Idee eines Umzugs der drei kunsthistorischen Institute vom Augustusplatz in die Schillerstraße, um endlich Flächen für Seminarräume freizubekommen und anschließend im Bornerianum einen großen Hörsaal für 700 Personen einbauen zu können. Als Lamprecht zugleich eine wissenschaftliche Neustrukturierung der drei Institute vorschlägt und sie mit den Altertumswissenschaften vereinigen will, wird die Diskussion heftiger und prinzipieller. Lamprecht wird ebenfalls polemisch und moniert, dass eine zusätzliche Wegstrecke von sieben Minuten nicht die Inhalte dominieren solle.

In der nächsten Sitzung, gleichfalls im Dezember 1910, berichtet Lamprecht über seinen Plan, vier neue geisteswissenschaftliche Forschungsinstitute, mit je 15.000 Mark ausgestattet, zu begründen. Angelehnt werden sollten sie an das Psychologische, an das Indogermanische, an die vereinigten Staatswissenschaftlichen Seminare und an sein eigenes, das bereits 1909 gegründete Institut für Kultur- und Universalgeschichte. Der Raumbedarf sei gering, so Lamprecht, der dennoch Umzugs- und Veränderungsplanungen vorstellt. Der Plan erweckte jedoch Vorbehalte, da das Problem der kunsthistorischen Sammlungen im Hauptgebäude immer noch nicht gelöst war.

Darauf schlug Lamprecht vor, in Probstheida ein Areal von gut 40 Hektar für die Universität anzukaufen. Die Zustimmung in der Verwaltungsdeputation ist offenkundig, trotzdem bittet Lamprecht die Anwesenden, die Dinge streng vertraulich zu behandeln und dem Senat gegenüber nichts verlauten zu lassen, „... da der Plan sonst leicht ruchbar werden könne ...“. Im Februar des nächsten Jahres mahnt Lamprecht gegenüber dem Dresdner Ministerial, den Ankauf des Areals in Probstheida voranzubringen und bietet dafür sogar die Verwendung des sich ansammelnden Stiftungskapitals der von ihm initiierten Friedrich-August-Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu Leipzig an, immerhin gut 500.000 Mark. Im April des nächsten Jahres verhandelt die Verwaltungsdeputation wiederum über das Millionenprojekt des Landankaufs, als Motive sollen gegenüber dem Ministerium die Flächennot des Landwirtschaftlichen Institutes, die Errichtung einer Universitätsturnhalle und die Verlegung der Sternwarte herangezogen werden. Das Rektoratsjahr von Lamprecht verstreicht jedoch, ohne dass es zu einer Lösung des Problems kommt.

Die vertrackte Situation erscheint unabänderlich, als Lamprecht schließlich im Mai 1912 den Plan einer Universität im Grünen vorlegt, die auf dem neu erworbenen Areal in Probstheida errichtet werden soll. Doch gelangt dieser Plan nicht zur Ausführung, der Kriegsausbruch und der frühe Tod Lamprechts beenden alle Erwägungen zu einem derartigen Millionenprojekt.

In anderer Hinsicht ist Lamprecht jedoch erfolgreicher. 1911 wird die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Preußen begründet, an der eine privilegierte Grundlagenforschung durch herausragende Wissenschaftler beginnen soll. Dafür erhalten die dort tätigen Spitzenkräfte eine Befreiung von allen Lehrverpflichtungen, das gewünschte Personal und die beste technische Geräteausstattung jener Zeit. Als einer der ersten Spitzenforscher zieht Ernst Beckmann (1853-1923) im Jahre 1912 von Leipzig nach Berlin. Die Bemühungen von Karl Lamprecht, in Leipzig einen sächsischen Kontrapunkt mit geisteswissenschaftlichen Forschungszentren in außeruniversitären Instituten zu begründen, konnten immerhin zum Teil realisiert werden. Gegen den Widerstand der eigenen Fakultät gelang es Lamprecht, elf Forschungseinrichtungen zu begründen. Die Direktorenstellen wurden mit den jeweiligen Universitätsinstituten verbunden, und weitere Geldmittel kamen vom sächsischen Staat, aus der Leipziger Kommunalverwaltung und aus den Zinsen eines angesammelten Stiftungskapitals. Sein eigenes Institut für Kultur- und Universalgeschichte setzte mit seiner interdisziplinären historischen Forschung einzigartige Maßstäbe.

Lamprecht, dessen Hoffnungen offenkundig mit den tatsächlichen Möglichkeiten des Rektorates kollidierten, liefert ein nüchternes Resümee über das höchste Universitätsamt. Zum Ende seines Rektorates muss er über den plötzlichen Tod seines Amtsvorgängers Eduard Hölder (1847-1911) berichten. Den Gestaltungsspielraum des Rektorenamtes schätzt er nach zwölfmonatiger Amtsausübung nur noch gering ein, er sieht seine Vorgänger und sich selbst lediglich als „... Verwalter des Rektorats und damit unserer äußeren akademischen Geschicke“.

Jens Blecher

Literatur:

Die Leipziger Rektoratsreden 1871-1933. Herausgegeben vom Rektor der Universität Leipzig Professor Dr. iur. Franz Häuser zum 600jährigen Gründungsfest der Universität im Jubiläumsjahr 2009. Berlin 2009.

Lamprecht, Karl /Köhler, Arthur (Hg.): Rektoratserinnerungen. Gotha 1917.

Middell, Matthias: Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfälschung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte 1890-1990 (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert 6, 3 Bde.). Leipzig 2005.

Nathan Söderblom

1930 erhielt er den Friedensnobelpreis



Nathan Söderblom (1866-1931) ist in der Erinnerung des Instituts für Religionswissenschaft gegenwärtig, dessen Begründer er durch seine Tätigkeit in Leipzig in den Jahren 1912 bis 1914 war und das seine erste Heimat an der Theologischen Fakultät hatte. Im Jahre 1930 erhielt Söderblom den Friedensnobelpreis für sein ökumenisches Engagement für Frieden und Versöhnung.

Nathan Söderblom war der Sohn eines schwedischen Landpfarrers und entschloss sich selbst zum Theologiestudium. In einer Zeit, in der die deutsche akademische Theologie weit über Deutschland hinaus ausstrahlte, lernte er schon als Student in Uppsala jene Strömungen kennen, die innerhalb von Kirche, Theologie und protestantischen Milieus überaus strittig waren: Ihr Ziel war es zum einen, auf philologischer und historischer Grundlage die biblischen und in der Kirche verankerten theologischen Traditionen des Christentums kritisch zu überprüfen, und zum anderen, eine neue Synthese des Christentums mit der Gegenwartskultur zu ermöglichen. Beide Strömungen machten, dem Trend des 19. Jahrhunderts entsprechend, die Geschichte zum Erkenntnisgrund der Gegenwart, und dies wurde auch auf die Religion, namentlich das Christentum, in problematischer Weise aber auch auf das Judentum und dann auch auf andere Religionen, angewendet.

Söderblom war seit seiner Studienzeit ein Anhänger der noch jungen ökumenischen Bewegung: Die protestantischen Kirchen waren durch die enge Verbindung von Staat und Kirche in Europa national orientiert. Nicht sie, sondern einzelne Protestanten begannen transnationale und nicht zuletzt transatlantische Netzwerke aufzubauen, unter denen das bekannteste der „Christliche Verein Junger Männer“ wurde, in dessen schwedischem Zweig Söderblom eine führende Stellung einnahm. Seine ersten Auslandserfahrungen machte er auf einer Reise in die Vereinigten Staaten, wo er 1890 an einer christlichen Studentenkonferenz teilnahm. Von 1894 bis 1901 war er schwedischer Auslandspfarrer in Paris und wurde hier mit den sozialen Nöten einer Großstadt bekannt. Nebenbei studierte er an der Protestantischen Fakultät in Paris, an der er mit einer Arbeit zur persischen Religionsgeschichte promoviert wurde. Anders als das staatskirchliche Luthertum in Schweden musste der französische Minderheitenprotestantismus gegen eine kulturelle und lange auch politische Dominanz des Katholizismus ankämpfen. An der Pariser Fakultät war darum ein „liberaler“, moderner Geist zuhause, der Söderblom inspirierte. 1897 beteiligte er sich von Paris aus an der Organisation eines religionswissenschaftlichen Kongresses in Stockholm, der unter dem Thema „Die Religion und die soziale Entwicklung stand“. Die „Soziale Frage“ stand also mit auf der Tagesordnung.

Mit solchen Aktivitäten und seiner in Paris erworbenen Qualifikation empfahl sich Söderblom für die Professur für Religionsgeschichte in Uppsala, die er von 1901 an innehatte. In seiner Antrittsvorlesung mit dem Titel „Die allgemeine Religionsgeschichte und die kirchliche Theologie“ entfaltete er sein Programm: Man kann als Theologe Religionsgeschichte treiben, ja man muss es sogar.

Deutlich war hier die zeittypische Voraussetzung, dass es zwar verschiedene Religionen gebe, das Christentum (eigentlich aber der Protestantismus) das Ziel aller religionsgeschichtlichen Entwicklung und in Jesus Christus die höchste Form der Offenbarung zu finden sei. In dieser Zeit war der Optimismus typisch, der sich 1910 auf einer großen Weltmissionskonferenz in Edinburgh gezeigt hatte, nämlich dass die Welt in einer Generation christlich (und am liebsten protestantisch) werden würde. Am Ende seines Lebens sagte Söderblom „Ich weiß, dass Gott lebt. Ich kann es beweisen durch die Religionsgeschichte“, und so gab er auch einer Vorlesungsreihe, die er kurz vor seinem Tod in Edinburgh gehalten hatte, den Titel „Der lebendige Gott“.

In Deutschland war umstritten, ob das Fach Religionswissenschaft, die zu dieser Zeit primär Religionsgeschichte war, an die Theologische Fakultät gehöre: Was Söderblom schon im Studium kennengelernt hatte, wurde von vielen abgelehnt, die die Gefahr einer Relativierung des Christentums, ja seiner Einschmelzung in die Religionsgeschichte sahen. In Leipzig interessierte sich die Philosophische Fakultät, in der das Fach traditionell zu Hause war, sehr für den vom Rektor, dem Kulturgeschichtler Karl Lamprecht, geförderten Plan der Gründung eines Religionswissenschaftlichen Instituts. Dieses wurde dann aber in der Theologischen Fakultät angesiedelt, weil es sich ohnehin vorwiegend mit den „höheren“ Religionen befassen sollte. Für Leipzig „entdeckt“ wurde Söderblom durch den Kirchenhistoriker Albert Hauck, der selbst ein Mann mit einem weiten historischen Horizont war und Söderblom in Schweden kennengelernt hatte. Allerdings kam Söderblom vor allem zugute, dass er als Lutheraner in das Profil der Leipziger Fakultät passte.

Söderblom, der eigentlich nach Berlin berufen werden sollte und dies ablehnte, ging also 1912 nach Leipzig, aber nur unter der Bedingung, dass er seine Lehrveranstaltungen in Uppsala weiter halten konnte. So lehrte und lebte er (nämlich in der Stallbaumstraße) in den Jahren 1912 bis 1914 in Leipzig, immer vom 15. Mai bis zum 1. September und vom 15. Dezember bis zum 15. Januar. Dramatisch waren seine letzten Wochen in Leipzig: Gerade zum Erzbischof von Uppsala berufen, musste er in den ersten Kriegstagen mit seiner Frau Anna – sie war eine der ersten Studentinnen an der Universität Uppsala gewesen – und seinen 11 Kindern ausreisen.

Trotz der Kürze waren die Leipziger Jahre für Söderblom kein bloßes Intermezzo und seine Tätigkeit nicht fruchtlos für die Etablierung des Faches Religionsgeschichte, das nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Theologischen Fakultät auswanderte. Söderblom las über Themen wie „Heiligkeit“,

„Vergleichende Eschatologie“, „Gottesgemeinschaft“. Er verfasste in Leipzig die Bücher „Über die Entstehung des Gottesglaubens“ und „Natürliche Religion und Allgemeine Religionsgeschichte“. Aus seiner Leipziger Zeit blieben Kontakte nach Sachsen erhalten, die in den 20er Jahren noch einmal wichtig wurden: Söderblom war gut bekannt mit Ludwig Ihmels (1858-1933), der 1922 von seiner Leipziger Professur aus sächsischer Landesbischof wurde, aber auch mit Walter Simons (1861-1937), dem Präsidenten des Reichsgerichts, der der Kirche und der Sache der Ökumene eng verbunden war.

Söderblom war für das Bistum Uppsala und somit den Sitz des schwedischen Primas nicht der erste Kandidat. Vielen galt er als zu liberal und zu wissenschaftlich für dieses höchste kirchliche Amt. Allerdings war er der Wunschkandidat der Regierung. In den folgenden Jahren bis zu seinem Tod wuchs seine Prominenz und Popularität nicht nur in kirchlichen Kreisen und weit über Schweden hinaus. Dabei waren seine ersten Jahre als Bischof von Misserfolgen überschattet: Von seinem neutralen Heimatland aus versuchte Söderblom, Vertreter aus den evangelischen Kirchen der miteinander im Krieg stehenden Staaten an einen Tisch zu bringen. Seine Aufrufe fruchteten ebensowenig wie die von Papst Benedikt XV (1854-1922).

Als der Krieg zuende war, blieb der Hass. Für die Führungsschicht des deutschen Protestantismus waren die Niederlage und der Versailler Vertrag mit seinen Gebietsverlusten und seiner Zuschreibung der Kriegsschuld eine narzisstische Kränkung. Versöhnung war die Sache allzu weniger, wenn es auch manche – nicht zuletzt Amerikaner – gab, die meinten, dem politischen Projekt eines Völkerbundes müsse ein geistliches, nämlich das der christlichen Ökumene, an die Seite gestellt werden. Söderblom gehörte zu den führenden Vertretern solcher Ideen: Für ihn brauchte der Völkerbund eine Seele, und diese konnte nur eine christliche sein. Ein ökumenisches Treffen nach dem Krieg in Genf scheiterte 1920 fast an der Konfrontation von Vertretern des deutschen und des französischen Protestantismus. Zudem war unklar, was der theologische Inhalt ökumenischer Versammlungen sein sollte. Söderblom stellte die „Soziale Frage“ in den Mittelpunkt und beförderte damit den Zweig der Ökumene, der sich „Life and Work“ („Praktisches Christentum“) nannte und der jenseits von theologischen Kernfragen alle Kirchen anging. Unterdessen hatte er Hilfsaktionen organisiert, die auch den Deutschen zugute kamen: So wurde mit schwedischer Hilfe auf dem Hainstein bei Eisenach ein Gebäudekomplex angekauft, in dem eine Weiterbildungsanstalt für Jugendliche eingerichtet wurde. Zum Dank wurde Söderblom hier 1933 ein Denkmal errichtet.

Nach längeren Mühen gelang es Söderblom, 1925 eine große ökumenische Versammlung zu organisieren – 1.600 Jahre nach dem ersten ökumenischen Konzil, wie man vermerkte – und rund 600 Kirchenvertreter aus 37 Ländern nach Stockholm einzuladen. Darunter waren auch Vertreter der Orthodoxen, nicht aber der Katholischen Kirche. Die wirtschaftlichen und sozialen Nöte der Nachkriegszeit standen hier auf der Tagesordnung, aber eben auch die internationalen Beziehungen.

Sein ökumenisches Engagement für die Versöhnung trug Nathan Söderblom 1930 den Friedensnobelpreis ein. Söderblom war der einzige Preisträger, den der Stifter persönlich kennengelernt hatte: In Paris war Nobel Glied seiner Gemeinde und unterstützte diese finanziell. Als er 1896 in San Remo starb, organisierte Söderblom seine Beerdigung.

Klaus Fitschen

Literatur:

Rudolph, Kurt: Die Religionsgeschichte an der Leipziger Universität und die Entwicklung der Religionswissenschaft. Berlin 1962.

Sharpe, Eric J.: Nathan Söderblom and the Study of Religion. Chapel Hill 1990.

Sundkler, Bengt: Nathan Söderblom. His Life and Work. Uppsala 1968.

Autorenverzeichnis

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Lothar Beyer

Professor für Anorganische Chemie (Koordinationschemie),
Institut für Anorganische Chemie, Universität Leipzig

Dr. Jens Blecher

Direktor des Universitätsarchivs Leipzig

Prof. Dr. Klaus Fitschen

Professor für Kirchengeschichte/Alte Kirche/Neuzeit
Institut für Kirchengeschichte, Universität Leipzig

Prof. Dr. Adam Jones

Professor für Geschichte und Kulturgeschichte Afrikas
Institut für Afrikanistik, Universität Leipzig

Prof. Dr. Arnulf Kutsch

Professor für Historische und Systematische Kommunikationswissenschaft
Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, Universität Leipzig

Prof. Dr. Helmut Loos

Professor für Historische Musikwissenschaft
Institut für Musikwissenschaft, Universität Leipzig

Volker Schulte

vormaliger Pressesprecher und Leiter der Pressestelle der
Universität Leipzig

Prof. Dr. Ludwig Stockinger

Professor für Neuere deutsche Literatur
Institut für Germanistik, Universität Leipzig

Prof. em. Dr. Jürgen Werner

Emer. Professor für Klassische Philologie und Neogräzistik
Institut für Klassische Philologie und Komparatistik, Universität Leipzig
Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Doreen Zerbe

Doktorandin am Institut für Kunstgeschichte, Universität Leipzig

Bildnachweise

- S. 9: Hieronymus Kromayer, Kustodie der Universität Leipzig
- S. 15: Franz Dornseiff, Universitätsarchiv Leipzig, FS N 3383
- S. 21: Robert Schumann, Robert-Schumann-Haus Zwickau
- S. 25: Hans Stobbe, Universitätsarchiv Leipzig, FS N 82
- S. 31: Johann Gottfried Seume, Universitätsarchiv Leipzig, FS N 610
- S. 37: Ghana 1961 oder 1962. Dr. Kurt Büttner und sein Assistent Siegfried Krebs präsentieren 800 Mikrofilmaufnahmen von Akten zur Geschichte der Goldküste aus dem Deutschen Zentralarchiv in Merseburg, Institut für Afrikanistik
- S. 43: Deckblatt ›De relationibus novellis‹, Universitätsbibliothek Leipzig
- S. 49: Karl Theodor Körner, aus „Deutsche Literaturgeschichte“ von Hobert Koenig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1887
- S. 55: Karl Lamprecht, Universitätsarchiv Leipzig, FS N 128
- S. 61: Nathan Söderblom, Foto um 1905, Wikipedia

